

Neuer Hochheimer Stadtanzeiger

Amfliches Organ



1. Stadt Hochheim

Ercheint: Dienstags, Donnerstags, Samstags (mittw. u. Sonntags) Druck a. Verlag, verantwortliche Schriftleitung: Heinrich Dreisbach, Hochheim, Telefon 59. Geschäftsstelle in Hochheim, Kallenderstraße, Telefon 157.

Anzeigen: kosten die 6-gespaltene Zeile oder deren Raum 12 Pfennig, auswärts 15 Pfg., Reklamen die 6-gespaltene Zeile 30 Pfg., Bezugspreis monatlich 0.95 RM. Postfachkonto 168 67 Frankfurt am Main.

Nummer 152

Samstag, den 24. Dezember 1932

9. Jahrgang

Fröhliche Weihnachten!

Die frohe Botschaft

An der Scharnhorst-Brücke der Wit, im äußersten Winkel des Kieler Kriegshafens, lagen die beiden Ostseelinien-Schiffe der Flotte und zerrten an ihren Seilen. Ein eisig kalter Ostwind segte über die Höhen jenseits der Fährde, ließ kleine Schaumkrönen in dem sonst so stillen Hafen aufleuchten und trieb das Wasser gegen die grauen Leiber der Schiffe, die wie Riesentiere in die Dunkelheit wuchsen. Überall blühten Lichter und Leuchtfeuer durch die Nacht, vom Kanal her blinkte die feine, silberne Perlenschnur der Bogenlampen, über der Stadt lag heller Schein und die Sterne schienen frostklar und ruhig aus dem samtdunklen Teppich des Himmels. Auf der Dampfheizung stand die großbauchige, blecherne Kaffeekanne, hinterm Telefonbuch zum Kommandoturm steckte, grün, mit Rauchgold durchzogen, ein Tannenzweig, und auf dem geheiligten Kartentisch prahlte ein großer Teller mit Berlinern. Warm und gemütlich war es, vom Bordet gezogen verwehte Klänge über das ganze Schiff. Da lachen sie und feierten bei Weihnachtspunsch und Tannengrün den Heiligabend.

Joseph Höpfens, der Signalmaat der Wache, der große, blonde, lustige Mann, aus Bieren am Niederrhein kam, er, und die Kameraden nannten ihn, den stets zu Scherzen und fröhlicher Gegenrede Aufgelegten „Dupp“. Er hatte seine Eintragungen beendet und trat hinaus auf die Brücke. Weit hinter den Lichtern der Fahrwalterhöfen, unter den blinkenden Sternen suchte er die Heimat, die kleine Stadt, die zu Füßen eines niederen Höhenzuges in der rheinischen Ebene lag, von Bruch, Kanälen und weitem Ackerland umgeben.

Deutlich sah er das massige Grau des alten Remigiuskirchturms ins Dunkel wuchern, sah die Dohlen mit klappendem Flügel Schlag um die Dachreiter rudern, hörte das Klappern der Holzschuhe fröhlicher Kinder auf steingefrorenem Schnee und die schrillen Klingeln der kleinen Räder um den holprigen Marktplatz. In einem Hause des Marktes sah er in seiner Phantasie deutlich das Fenster neben der Tür, und hinter den schneeweißen Gardinen beugte sich eine schlankes Mädchen Gestalt über den Weihnachtstisch. Nun hatte sie wohl schon sein Geschenk, die blonde Maria, und er stand hier auf Wache und hatte noch nicht einmal einen Brief zum heutigen Fest! Warum sie wohl nicht schrieb? Immer mußte er daran denken, der große Mann, neulich auf Urlaub wagte er sie nicht zu fragen, immer war irgend jemand dazwischen gekommen, nie waren sie allein gewesen in den kurzen Tagen, und als er wegfuhr, und das Mädchen mit fragenden, blauen Augen nach ihm blickte, der am Fenster seines

„Fröhliche Weihnachten!“ Na, mach mal rüber: „Schönen Dank, und alles Gute!“ — Seufzend ging der Maat wieder ins Kartenhaus, da klingelte das Telefon von der Schanz, wo der wachhabende Leutnant mit seinem Bootsmaaten und dem Läufer seine Abendwache abruft. Höpfens griff zum Hörer: „Achtung?“

Eine halbe Stunde später sah der Signalmaat auf dem Sofa im Kartenhaus und las zum zwanzigsten Mal die eine Stelle seines Weihnachtsbriefes, die Stelle, wo in großen, klaren Buchstaben die Antwort der blonden Maria stand:

„Du bist ein ganz dummer, dummer Junge, und wenn Du noch nicht gemerkt hast, daß ich Dich lieb habe, dann kannst Du mir furchtbar leid tun!“ Sehr warm wurde dem Braven, er riß die Tür zur Brücke auf und rief dem Gasten, der das Doppelglas vor der Brust, immer noch auf und ab ging, an: „Prost, alter Junge, nun ist es doch noch ein fröhliches Weihnachten geworden.“ Korv.-Kapt. Fr. D. Busch.

✱

Das letzte Aufgebot

Zwischen drei und fünf, wenn hinter den Fenstergardinen die ersten Christbaumkerzen angezündet werden, und die Angestellten in den Läden lehnfüchtig müde auf das Kommando des Chefs warten, die Rolläden hinunterzuziehen, marschieren noch rasch das letzte Aufgebot der Weihnachtskäufer heran: Männer, die im Drange der Geschäfte nicht dazu gekommen waren, das Nötige für ihre Lieben zu besorgen. Vergessliche, die sich plötzlich erinnerten, daß irgend jemand noch bedacht werden mußte. Junggesellen, die unvermutet eine Einladung zu einer Familienbesuchung erhalten hatten und — selbstverständlich — auch etwas für die Frau des Hauses oder die Kinder mitbringen mußten, sie alle stürzen hastig, schier kopflos durch die Gaden, wissen nicht, was sie wählen sollen, haben es schiedlich eilig und sind für gutgemeinte Rat schläge aufrichtig dankbar.

Zwei Minuten vor Vorentscheid — da gibt es nicht mehr viel Auswahl. Die gewiegten Verkäuferinnen kennen schon diese Art von Kunden, die nicht, wie die Woche vorher die Frauen, immer Neues herangeshafft haben wollen und sich nie entschließen können, die zu allem Ja und Amen sagen, was man ihnen vorzeigt und nicht einmal nach dem Preis fragen. Solche Käufer, die keine Augen haben, die nicht maßeln und nörgeln, die schnell noch nach Hause müssen, um sich umzuziehen, deren Uhr in der Westentasche mahnend zur Eile treibt, solche Käufer wünscht man sich das ganze Jahr.

Was an unverkäuflichen Nesten zurückgeblieben ist, wird solchen Weihnachtsempfehlern mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit aufgedrängt. Was weiß ein Mann, der es eilig hat, ob diese Seidenstrümpfe, welche die Verkäuferin als den letzten Schrei der Mode anpreist, wirklich das Herz einer Frau rühren können? Was versteht ein Mann von allen diesen Dingen, die wartend da herumliegen.

„Für wen darfst du sein?“ fragt das kleine Fräulein indiscret. Sie will dem Ratlosen aus der Verlegenheit helfen.

Und der Ratlose gesteht alles: „Eine Dame in den dreißiger Jahren, ein Mädchen von 15, ein Knabe von 7.“

Und für alles weiß das Fräulein Rat: „Hier dieses Stück — das wäre ein sinniges Geschenk.“

„Schön“, sagt der Mann, packen Sie ein!“

„Und für den Knaben werden Handschuhe.“

Das kleine Fräulein lächelt. Und der Aufseher denkt sich, man wird es dem Personalchef sagen müssen, wie tüchtig die Verkäuferin ist. Der Herr zahlt und eilt nach Hause. — Am nächsten Tage wird die Gattin entriestet sagen: „Ich werde umtauschen gehen.“



„Hier B. D. Ist Signalmaat Höpfens oben?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

„Hundertkommen, hier ist ein Postbote, der will was von Ihnen!“

Unten stand der Bote, hatte einen eingeschriebenen Brief in der Faust und hielt dem Erstankten eine Quittung unter die Nase: „Erst das Strafporto!“

Der Signalmaat lachte: ein Blick auf die Adresse hatte ihm gezeigt, woher der Brief kam, natürlich! Wenn die Frauen einmal schreiben, kostet es immer Strafporto! Na, ihm konnte es heute egal sein! Schleunigst malte er seinen Namen unter den Zettel und nahm den Brief, der B. D. mischte sich ein.

„Immerhin, Höpfens, Sie scheinen ja eine gute Nachricht bekommen zu haben, da würde ich dem Boten doch wenigstens einen Rumsch anbieten! Geben Sie in die Kombüse, der Koch hat sicher noch einen übrig und ein paar Berliner werden Ihnen ja auch nichts schaden“, wandte er sich an den Stephensänger. Der grinste vergnügt: „Wenn's denn sein soll, Herr Leutnant! Vielen Dank auch. Heute ist's aber auch laut!“



über. Morjespruch von „Nympe“ an „Hessen“: Signalwache „Nympe“ wünscht Signalwache „Hessen“ Fröhliche Weihnachten! — Höpfens lachte bitter: Hat sich was mit

Rundblick

Endlich mal ein Jahr ohne die in der Nachkriegszeit fast schon traditionell gewordene Weihnachtskriese. Sehr nahe daran war es freilich. Noch am Dienstag morgen schien es, als ob eine Mehrheit für eine sofortige Einberufung des Reichstages sich gefunden hätte. Dienstagabend jedoch, nachdem der Reichsrat keinen Einspruch gegen das Annahmestieggesetz erhoben hatte, richtete sich das Gewölke, und im Kellertentrat war keine Mehrheit für eine Reichstagsauflösung noch vor Weihnachten zu haben. In weiten politischen Kreisen wurde dieses Ereignis begrüßt. Immerhin hat sich der Kellertentrat seinen Beschluß wohl erst abringen müssen, und von Regierungsseite mußte mit gewissen Andeutungen über die Konsequenzen einer Weihnachtstagung nachgeholfen werden, ehe der Kellertentrat sich zu seiner Stellungnahme entschloß. In der Tat ist die politische Entwicklung einer Auflösung des Reichstages noch vor Weihnachten wohl näher gewesen, als man allgemein ahnt. Die Reichsregierung war, wie sie erklärt hatte, nicht gewillt, sich irgendwelche Agitationsbeschlüsse gefallen zu lassen. Der Kellertentrat hat offenbar eingesehen, daß es unter diesen Umständen für den Reichstag ums Ganze ging, und daß es deshalb richtiger war, die Weihnachtstagung zu vermeiden. Wie schwer ihm der Beschluß aber fiel, das wird aus der Absicht deutlich, zwischen Weihnachten und Neujahr noch einmal zusammen zu kommen. Dieser Beschluß trägt allerdings deutlich das Zeichen eines Kompromisses, dem kaum ernste Folgen entspringen werden. An eine Reichstagsauflösung zwischen Weihnachten und Neujahr ist nicht zu denken, so daß also der Beschluß auf alle Fälle die Reichstagsvertagung ins nächste Jahr hinein bedeutete.

Die Kanzlerrede im Rundfunk hat sich auf wenige Andeutungen über die weitere Agrarpolitik und damit im Zusammenhang über die weitere Handelspolitik beschränkt. Man weiß daneben nur, daß die Regierung wesentliche Zollerhöhungen insbesondere für die Produkte der bayerischen Veredelungswirtschaft und für die Produkte des Gartenbaues und der Forstwirtschaft plant und auch den Versuch machen will, die bis zur Anfahrsmöglichkeit erhöhten Zollsätze noch in Betracht kommenden, durch die bestehenden Handelsverträge bestimmten Fristen mit einer Zwischenschaltung von Ubergangskontingenten auszufüllen. Der mit Schweden bestehende Handelsvertrag ist zum 15. Februar 1933, der mit Jugoslawien zum 7. März 1933 gekündigt. Holland gegenüber fallen schon mit dem 1. Januar die Tarifabreden. Neben der Beseitigung der wesentlichen Bindungen auf dem Gebiete der Veredelungswirtschaft, des Gartenbaues und der Forstwirtschaft sollen innere Maßnahmen laufen, so vor allem eine Neuordnung der Feinwirtschaft. Es soll ein Beimischungszwang von einheimischen Fetten, vor allem Butter, für die Margarinefabriken eingeführt werden, bei einer gleichzeitigen Rationierung der Margarineherstellung. Man ist der Ansicht, daß dadurch eine wesentliche Verteuerung der Margarine nicht notwendig wird.

Die Regierungskrise in Frankreich, die unter so dramatischen Umständen mit dem Sturze Herriots ausgelöst wurde, wurde durch die Ernennung Paul-Boncour's beendet. Er war im Gegensatz zu Herriot gegen die Zahlung der Devisenrate an Amerika, und so ist er in Konsequenz des Kammerbeschlusses tatsächlich der gegebene Nachfolger Herriots. Aber damit ist schließlich der zweifelhafte nicht zu unterschätzende offene Konflikt Frankreich — Amerika nicht gelöst. Daneben aber bleiben gewisse innerpolitische Aufgaben. Ein neuer Verfallstermin wie der 15. Dezember in der Außenpolitik steht für Frankreichs Innenpolitik vor der Tür. Das ist der 31. Dezember. Bis zu diesem Tage muß das Parlament wenigstens ein Zwölftel provisorisch vom Etat des ab 1. Januar laufenden Budgetjahres der Regierung bewilligen. Nun wird Paul-Boncour den Auftrag der Kabinettsbildung nicht übernommen haben, ohne sich zum mindesten den Start zu sichern, und er weiß auch, daß Herriot selbst dafür wirken wird, daß dieser Start gelingt. Aber Paul-Boncour will mehr. Paul-Boncour will eine möglichst breite Basis in der Kammer. Er braucht sie geradezu für seine Außenpolitik. Er braucht sie für den Konflikt mit Amerika, und er braucht sie auch später für Genf. Darum scheint es, daß der neue Mann auf einige unpopuläre Maßnahmen seines Amtsvorgängers verzichten wird. Dabei sind die Kassen leer. Aber Chéron kehrt ins Finanzministerium zurück, und dieser Mann, der bei dem Sturz des Kabinetts Tardieu, unter dem er die Finanzen verwaltet hat, 19 Milliarden Franken Sparrkapital hinterließ, ist eine Vertrauensbasis für sich.

In Belgrad hat wieder einmal eine Konferenz von Ministern der Staaten der Kleinen Entente stattgefunden, bei der es im wesentlichen um die Haltung dieser Staaten in der Abrüstungsfrage und gegenüber den jetzt in Genf getroffenen Vereinbarungen ging. Was diese Konferenz besonders bemerkenswert gemacht hat, waren aber weniger die Befindungen der eigenen Interessen der kleinen östlichen Staaten, als vielmehr die Art, wie dabei deutlich die Einflüsse der Großmächte zum Ausdruck gekommen ist, unter deren Einfluß und in deren Interessenfreien diese Staaten stehen. Der französisch-italienische Gegenstand findet hier immer wieder in besonderer Form seinen Ausdruck und die unfreundliche Haltung Italiens gegenüber Jugoslawien, zugleich die politische Rundreise des ungarischen Ministerpräsidenten Gömbös haben ihren Schatten sehr sichtbar über die Belgrader Verhandlungen gelegt. Ebenso unverkennbar war die französische Einflüsse, die von dieser Seite her gegen Italien am Werk ist und die Staaten der Kleinen Entente unter der Hand, aber umso eindringlicher, vor einer allzu starken Orientierung nach der Seite Italiens hin warnt. Die Schwierigkeiten ihrer Lage gegenüber den Großmächten hat die Regierung der Kleinen Entente veranlaßt, für eine umso engere Zusammenarbeit Sorge zu tragen, und das praktische Ergebnis der Belgrader Aussprache ist die Schaffung eines ständigen Rates.

Die schon immer bestehende Spannung zwischen Italien und Jugoslawien hat sich in den letzten Tagen fast bedrohlich verschärft. Ursache waren Löwen, und zwar steinerne, die ein Wahrzeichen aus der Zeit der Macht Venedigs, in früheren Jahrhunderten von Trient bis Trapezunt, von Korfu bis Cypern von der Lagunenrepublik errichtet worden waren und die Handelswege an-

zeigten. Drei solcher Markuskühen, die gleichzeitig Venedigs Wappen darstellen, sind nun in Trau, einem dalmatinischen Städtchen, das heute zum Königreich Südslawien gehört, mit Dynamit in die Luft gesprengt worden, ohne besonderen Grund, als Ausdruck des Hasses der Südslawen. Die Zerstörung ist zunächst vom künstlerischen Standpunkt aus bedauerlich, ihre Bedeutung geht aber darüber weit hinaus. Es ist eine demonstrative Kampfhandlung in dem italienisch-südslawischen Kleinkrieg, der nun schon seit Jahren an der Grenze geführt wird. Die Stimmung in Italien wegen dieses Vorkommnisses, stieg bis zur Siedehitze und machte sich in flammenden Protesten und in einer außerordentlich scharfen Tonart der Presse Luft. Auch im Parlament kam es zu scharfen Reden gegen Südslawien. Von der andern Seite des Adriatischen Meeres kam die Antwort in nicht minder scharfen Tönen. Dieser Zwischenfall hat die große Spannung zwischen beiden Ländern wieder einmal grell beleuchtet. Es wird zwar vorläufig kein Krieg daraus entstehen, aber das italienisch-südslawische Problem bleibt nach wie vor in all' seiner Gefährlichkeit offen.

Die Landwirtschaft an der Jahreswende.

Rundfunkrede des Reichsernährungsministers.

Berlin, 23. Dezember.

Im Rundfunk hielt Donnerstagabend 11 Uhr der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft einen Vortrag über das Thema: „Die Landwirtschaft an der Jahreswende“. Er führte u. a. aus:

Die Wiederherstellung der Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft konnte im Jahre 1932 nicht erreicht werden. Gerade in den typischen bäuerlichen Gebieten des Westens, Südwestens und Nordens, deren Schicksal auf das Engste mit dem Gedeihen der Vieh- und Milchwirtschaft verbunden ist, hat sich die Lage ausgesprochen verschlechtert.

Die Verkaufserlöse der Vieh- und Milchwirtschaft waren im letzten Jahre um mehr als zwei Milliarden Reichsmark niedriger als im Wirtschaftsjahr 1928-29.

Die Getreideernte

reichte erstmals seit Jahrzehnten zu einer überreichlichen Deckung des einheimischen Bedarfs aus. Dadurch entstand für die Getreidepolitik eine recht schwierige Lage. Trotzdem gelang es, von der großen Ernte bereits etwa die Hälfte wenigstens zu Marktpreisen unterzubringen.

Am Kartoffelmarkt

wurden durch Aufkauf von 110 000 Tonnen Kartoffeln, durch Erhöhung des Spiritusbeimischungszwanges und durch Ausbau des Stärkemehlbeimischungszwanges ausgedehnte Aufnahmemöglichkeiten für austretende Ueberflüsse geschaffen. Dem Ansturm der Reformen an Kartoffeln konnte damit wenigstens einigermaßen begegnet werden.

Auf dem landwirtschaftlichen Kreditgebiet

wurde ein Fortschritt dadurch erzielt, daß die preussische Zentralgenossenschaftskasse zur „Deutschen Zentralgenossenschaftskasse“ umgewandelt und auf das Reich übernommen wurde. Hand in Hand damit ging die Sanierung des ländlichen Genossenschaftswesens, die wiederum Voraussetzung einer Ausgestaltung des Abnahmewesens und stärkerer Durchorganisation der landwirtschaftlichen Warenmärkte ist.

Die Zinslast.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung haben sich die Maßnahmen schließlich auch für eines der drückendsten Kapitel der Landwirtschaft, die Zinslast, ausgewirkt. Das Vorgehen gegen die Zinspannung im landwirtschaftlichen Betriebsapparat hand in hand mit der Senkung des Reichsbankdiskonts und mit der Senkung der Zinsen für den Hypothekendiskont brachte insgesamt für die deutsche Landwirtschaft eine Senkung der Zinslast auf Wieder-Vorkriegsstand. Während im Wirtschaftsjahre 1931-32 die Landwirtschaft rund eine Milliarde Reichsmark an Zinsen aufbringen mußte, wird die gesamte Zinslast im Wirtschaftsjahr 1932-33 wahrscheinlich nur noch etwa 640 Millionen Reichsmark betragen.

Nach jahrelangem, heißem Ringen hat die deutsche Landwirtschaft es zuwege gebracht, den Eigenbedarf an Brotgetreide zu decken — ein Gebanke, den man früher als völlig utopisch bezeichnet hätte.

Auch in der Fleischherzeugung hat man Steigerungen erzielt, die früher nicht für möglich gehalten wurden. — Man bemüht sich nun auf Grund dieser Tatsachen,

die Agrarzölle

für ganz überflüssig zu halten mit der Begründung, daß sie gegen eine Uebererzeugung im Inlande nichts nützen können. Dies ist nur sehr bedingt richtig; denn auch bei Uebererzeugung können Scheuderpreise des Weltmarktes weiteren Preisrückgang bei uns erzeugen.

Bei einem erheblichen Teil unserer Produktion sind wir aber vor allem in gar keiner Weise an der Grenze der Bedarfsdeckung durch Eigenproduktion angelangt. Zum Beispiel werden

in der Fettversorgung Deutschlands,

deren Wert unter Zugrundelegung des Kleinhandelspreises auf etwa 2,25 Milliarden Mark geschätzt wird, erst etwa 40 Prozent im Inlande produziert. Einige wenige Zentner Auslandsangebot, die über unseren Bedarf hinausgehen, sind instände, den ganzen Preisregel für die inländische Produktion zu werfen.

Die Handelspolitik ist eines der allerwichtigsten und vielfach weit unterschätzten Mittel für den Wiederaufstieg der Landwirtschaft.

Wir werden — wie ich hoffe — durch die in letzter Zeit erfolgte Kündigung mehrerer Handelsverträge mit anderen Ländern die Lösung unerträglicher Zollbindungen der wichtigsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse erreichen und durch autonome Zollgestaltung und andere geeignete handelspolitische Maßnahmen den Preisdruck der vom Weltmarkt nach Deutschland zu niedrigsten Preisen hereinströmenden landwirtschaftlichen Produkte ausschalten.

Wir wollen weiter dafür eintreten, daß der Deutsche nach Möglichkeit inländische Produkte verbraucht und sie den ausländischen vorgeht.

Das neueste Rezept, das in der Agrarpolitik Eingang gefunden hat, ist das der Kartellierung. Praktisch dürfte jedoch eine Kartellierung der landwirtschaftlichen Produktion schon an der Fülle der Betriebe scheitern. Es

gibt z. B. beim Getreidebau keine andere Beeinflussung des Produktionsumfanges als der Preis. Keine staatliche Maßnahme ist besser als der Preis in der Lage, wieder gesunde Preisverhältnisse am Getreidemarkt zu schaffen.

Als weiteres wird der Landwirtschaft

Unkostenentlung

empfohlen. Die Möglichkeiten der Unkosten für den Einzelnen sind außerordentlich begrenzt; denn Steuern, Soziallasten, die Preise für industrielle Bedarfsartikel, Zinsen, Löhne, das alles sind Faktoren, die von dem einzelnen Landwirt nicht beeinflusst werden können.

Es muß ein Ausgleich zwischen den Produktionskosten der Landwirtschaft und den Preisen für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse geschaffen werden. Die Verpflichtung, an diesem Punkte mit aller Kraft zu arbeiten, gilt nicht nur für den Staat, sondern auch für die Wirtschaft selbst.

Der Minister wies dann auf die starke Schwächung der Kaufkraft infolge der Arbeitslosigkeit und der Verringerung der Einkommen hin, erklärte aber, man dürfe nicht vergessen, daß die Kaufkraft eben doch nur einer der preisbildenden Faktoren sei, der gleichberechtigt neben den anderen Faktoren wie Einfuhr und Inlandsproduktion stehe. — Als Endergebnis seiner Betrachtung stellte der Minister fest,

daß es kein irgendwie geartetes allein gültiges Rezept für die gegenwärtig zu treibende Agrarpolitik gebe.

Freiherr von Braun schloß: „Es ist nötig, daß die, die deutsches Korn bauen und deutsches Brot brechen, einander nicht als Gegner, sondern als Weggenossen betrachten, die zusammengehalten werden durch gemeinsames Blut und durch deutschen Boden.“

Die Freiheit für 9000.

Die Entlassungen in vollem Gange. — Ausnahmen.

Berlin, 22. Dezember.

Die Durchführung der Amnestie ist in vollem Gange. Bei den zuständigen Behörden wird fieberhaft gearbeitet, um wenigstens einem großen Teil der etwa 9000 zur Entlassung kommenden Strafgefangenen noch vor Weihnachten die Freiheit wiederzugeben. In Berlin wurden Donnerstag bereits etwa 200 Verurteilte entlassen.

Das Reichsgesetzblatt enthält nun auch den Wortlaut des Gesetzes über Straffreiheit vom 20. Dezember. Es gliedert sich in drei Abschnitte. Der erste behandelt die Straffreiheit bei politischen Straftaten, der zweite die Straffreiheit bei Straftaten aus wirtschaftlicher Not, und der dritte gibt die allgemeinen Vorschriften. Aus den gemeinsamen Vorschriften geht hervor, daß von den Vergünstigungen des Gesetzes ausgeschlossen sind:

Verbrechen gegen das Leben, politischer Terror, wenn dadurch ein Mensch getötet oder verletzt wurde, gemeingefährliche Verbrechen mit Todesfolge, Landesverrat, Verrat militärischer Geheimnisse aus Eigennutz, Verbrechen wider das Sprengstoffgesetz, schwerer Raub und Hochverrat.

Enthält eine Gesamtstrafe auch Strafen für Vergehen, die unter die Amnestie fallen, so werden diese Strafen den Vorschriften des Gesetzes entsprechend von der Gesamtstrafe ganz abgezogen oder gemildert.

Aus der Umgegend

Darmstadt. (Zwei Wanderburschen festgenommen.) Die Wanderburschen Alfons Schuster und Anton Janliwing aus Essen wurden festgenommen, weil sie selbstverfertigte Beien und Mophalter von Haus zu Haus zum Verkauf anboten ohne im Besitze eines Wander-gewerbescheines zu sein. Schuster ist Ausländer und war auch nicht im Besitze eines gültigen PASSES. Er hat somit gegen die Vorschriften verstoßen, auch stellte die Kriminalpolizei fest, daß Schuster auch von einer auswärtigen Staatsanwaltschaft gesucht wurde. Beide Wanderburschen wurden dem Richter zugeführt und in Haft genommen.

Darmstadt. (Festnahme.) Eine Verkäuferin von hier hat in den letzten Jahren eine größere Menge Kleiderstoffe und dergl. bei ihrem Arbeitgeber entwendet. Die gestohlenen Sachen wurden in der elterlichen Wohnung gefunden. Der Geschäftsinhaber wurde durch diese fortgeführten Diebstehle um etwa 5000 Mark geschädigt. Da der Inhaber des Geschäfts keine Waren wieder erhalten hat, ist der Schaden wieder behoben. Nach Aufklärung wurde die Verkäuferin auf freien Fuß gesetzt.

Darmstadt. (Auf frischer Tat erappt.) Eine 38jährige Ehefrau aus Darmstadt wurde in einem Warenhaus beim Diebstahl erwischt. Das Diebesgut wurde ihr sofort abgenommen und die Polizei verständigt. Durch die Kriminalpolizei konnte festgestellt werden, daß diese Frau noch in mehreren Geschäften Diebstähle begangen hatte. Auch bei der Durchsuchung in ihrer Wohnung konnte weiteres Diebesgut festgestellt werden. Diese Warenhausdiebin hat sich nur an kleineren Sachen vergriffen.

Offenbach a. M. (Ziege gestohlen und geschlachtet.) Zwei hiesige Einwohner wurden festgenommen. Sie hatten in der Grabenmühle bei Weiskirchen zwei Ziegen gestohlen und im Luhrwald geschlachtet.

Klein-Rohrheim. (Aus dem Gerichtssaal.) Das Bezirksgericht verurteilte einen Metzger, der in Klein-Rohrheim, wo er auf einem Gut beschäftigt war, einem Kollegen, mit dem er im gleichen Zimmer schlief, 30 Mark aus dem Kleiderschrank stahl, wegen schweren Diebstahls im Rückfall zu 1 Jahr 1 Monat Gefängnis unter Anrechnung von 3 Monaten Untersuchungshaft. Das Urteil wird rechtskräftig.

Offhofen. (Friedhofsschändung.) Auf dem an der Provinzialstraße nach Mettenheim gelegenen israelitischen Friedhof wurden eine Reihe von Grabsteinen umgeworfen und zerstört und eine in den Boden in Beton eingelassene Ruhebant abgerissen und umgestürzt. Die Untersuchung ist durch die Gendarmerie eingeleitet, die bereits eine bestimmte Spur verfolgt.

Mainz. (Anschlag auf einen Gendarm.) Als der Gendarmierewachmeister in Heidesheim nachts von einem Dienstage nach dem benachbarten Waderheim zurückkehrte, wurde auf ihn in der Dunkelheit ein scharfer Schuß abgegeben, der aber nicht traf. Der Täter ist entkommen.

Bingen. (Einbruch in die Weinkosthalle auf Burg Klopp.) Unbekannte Diebe drangen in die Weinkosthalle auf Burg Klopp ein und entwendeten neben Kalbschweinchen einen Sack Zucker und Mehl.

Allerlei Wissenswertes.

Die in Bayern als Zeiserlwanen bekannten Gefangenen-Autos werden in Berlin „grüne Minnas“ genannt, in New-York „Black Marias“ (Schwarze Marie) und in Paris „Salatforb“.

Im Gegenjah zu unserer Sitte bedeutet bei den Türken das Kopfschütteln „Ja“, das Kopfnicken „Nein“, während die bei uns bekannte Geste „Komm her“ dort „Geh weg“ bedeutet.

Besser spät als niemals.

Der englische Dichter Bernard Shaw, dessen witzige Lustspiele und Komödien auch viele deutsche Bühnen aufgeführt haben, überraschte die Welt vor kurzem mit der Mitteilung, daß er trotz seiner 76 Jahre noch Unterricht in den modernen Sprachen nähme. Jetzt kommt aus England die Nachricht, daß der 1856 geborene Dichter Joeben noch eine — Lebensversicherung über 10 000 engl. Pfund (also rd. 140 000 Mark) abgeschlossen hat!

Es mag für manchen Leser schwer verständlich sein, daß die englische Lebensversicherungs-Gesellschaft bereit war, eine solche Versicherung abzuschließen. Ähnliche Fälle sind aber auch in Deutschland vorgekommen. So hat z. B. Hindenburg — was allerdings bisher der Öffentlichkeit so gut wie unbekannt war — noch nach dem Weltkriege sein Leben versichert, also etwa im gleichen Alter wie Shaw. Im allgemeinen führen die Lebensversicherungs-Gesellschaften in ihren Tarifen nur die Jahresbeiträge für ein „Eintrittsalter“ bis zu 60 oder 65 Jahren; jedoch bestehen in Deutschland auch zahlreiche Lebensversicherungen, die im Alter von 66 Jahren und in noch höherem Alter abgeschlossen wurden. Das für die Allgemeinheit interessanteste Ergebnis der Alters-Statistik ist jedoch dieses: In Deutschland sind mehrere Millionen Männer und Frauen lebensversichert, welche das 40. Lebensjahr bereits überschritten hatten, als sie die Lebensversicherung abschlossen. Das bedeutet, daß viele Familienväter, welche vor 1892 geboren sind, daß sie „für eine Lebensversicherung schon zu alt“ seien, ist also durch das Beispiel von Millionen Männern und Frauen widerlegt!

Alformin das Gurgelmittel

Alformin ist eine Tonerde in fester Form, die im Gegenjah zu der leicht zerfälligen essigsauren Tonerde unbegrenzt lange haltbar ist. Die Lösung reagiert alkalisch; damit ist die Gefahr der Entfaltung der Zähne, die z. B. durch Einwirkung der Essigsäure besteht, behoben.

Alformin-Lösung zeichnet sich vor den sonst üblichen Gurgelmitteln wie Kali permanganat, Kali chlor. Wasserstoffsuperoxyd und essigsaure Tonerde in jeder Richtung aus. Zu starke Reizung der Schleimhaut oder eine Organschädigung, wie sie bei chloraurer Kali besonders in der Kinderpraxis nicht immer zu vermeiden ist, oder ein mäßigerer Niederschlag, wie er sich leicht bei längerem Gebrauch von übermangan-saurem Kali findet, ist bei Gebrauch von Alformin-Lösung völlig ausgeschlossen.

Das Anwendungsgebiet von Alformin-Gurgelungen ist sehr groß. Es ist ein mildes, reizloses Mittel für die tägliche Mundpflege. Es beseitigt schon nach dem ersten Ausspülen den üblen Mundgeruch und wirkt heilend bei Entzündungen und ulzerösen Zuständen der Mundhöhle. Daher ist Alformin das gegebene Spül- und Gurgelmittel bei allen Erkrankungen des Rachens, des Rachens und der Mandeln. Alformin wird von Erwachsenen und Kindern als angenehmes Gurgelmittel empfunden und ist im Gebrauch außerordentlich sparsam.

Alle Photo-Amateure und solche, die es werden wollen, sind eingeladen, der Firma Photo-Schaja, München AD., ihre Anschrift mitzuteilen. Wer auf unsere Zeitung Bezug nimmt, bekommt kostenlos ein Jahr lang die schöne Amateur-Zeitschrift „Die Bunte Hefte“ wirklich unverbindlich zugesandt.

Niemand veräurme diese günstige Gelegenheit! Wer Sorge wegen des Weihnachtsgeschenks hat, möge die Schaja-Anzeige beachten.

Weihnachtsrosen und Wintergrün.

Wenn die Eiszapfen wachsen und Christkindleins Tag kommt, erblüht in raufreifehängter, oft auch tiefeingeschnitter Natur des Winters köstliche Schönheit, die einzige Blume der Weihnachtszeit, unsere deutsche Christrose, was ihre Blumenschönheit vor allen anderen Pflanzen auszeichnet und ihr den Weihnachtsglorienchein verliehen hat, ist die geringe Wärme, die die Blume zur Entfaltung ihrer rötlich überhauchten, teilweise auch rein weißen Blüte braucht. Sie wird als Schmuck des Gabeltisches eigens von Gärtnern gezogen und gleich den Christbäumen einige Tage vor Weihnachten öffentlich auf dem Markt feilgeboten.

Schönstes deutsches Wintergrün für die Weihnachtsstube schenkt uns des deutschen Waldes edler Nadelbaum, die immergrüne Tanne. Mit bunten Kerzlein bestückt, mit golden- und silberblindevem Engelhaar geziert und glänzenden Kugeln behängt, wird der Tannenbaum des hohen Christfestes schönste Stubezier. Aus uraltem heidnischen Baumkult ist durch des Christbaums wandelnde Kraft der herrlich strahlende Weihnachtsbaum Christ- oder auch Christkindleinsbaum geworden.

Auch die Stechpalme liefert in ihren glänzend grünen durch scharlachrote Beeren geschmückten Zweigen natürlichen Weihnachtsschmuck. Die Engländer zieren damit heiligen Abend die Türe der festlich frohen Weihnachtsstube. Von England herüber ist gleich der Stechpalme als weihnachtliches Wintergrün auch die Mistel gekommen. Wie weiße Perlen sitzen ihre winterreifen Beeren zwischen den grünen lederartigen Blättern und Stengeln. An der Decke des Zimmers aufgehängt, bildet der beerenüberlätzte Mittelbusch einen gar prächtigen langanhaltenden Weihnachtsschmuck. Wie der Tannenbaum verdanken auch Stechpalme und Mistel altgermanischen Kultgebräuchen ihre Beliebtheit als Schmuckreis für Haus und Herd um die Zeit der Winterferien. Im christlichen Kult ist die Stechpalme mit ihren stacheligen Blättern und roten Beeren Symbol der blutenden, Erlösungs-gnade verheißenden Dornenkrone geworden; die Mistel aber ist Sinnbild Christi.

Ämtliche Bekanntmachungen der Stadt Hochheim

Der Landesausschuß hat die Umlage für den Rindvieh-Entschädigungs-Fonds 1931 von 1,25 RM. für jedes versicherungspflichtige Stück Rindvieh auf 1.— RM. herabgesetzt. Den Umlagepflichtigen wird der Unterschiedsbetrag im nächsten Jahre an der Umlage für 1932 gekürzt.

Hochheim am Main, den 21. Dezember 1932.

Der Magistrat: Schloffer.

Kirchliche Nachrichten.

Katholischer Gottesdienst

Sonntag, den 25. Dezember 1932.

Fest der gnadentreichen Geburt unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi, Hochheiliges Weihnachtsfest

Eingang der hl. Messe: Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf dessen Schultern Herrschaft ruht, und man nennt seinen Namen: Verkünder der großen Rat-schlusses.

Evangelium: Die Geburt des Erlösers Jesu Christi. 6 Uhr feierliche Weihnachtsmetten, dann Ausstellung der hl.

Kommunion, dann die Grühmesse. 8.30 Uhr Kinder-gottesdienst, 10 Uhr Hochamt, 2 Uhr feierliche Vesper, 4—7 Uhr Beichtgelegenheit. 3.30 Uhr Bibliothekstunde.

Montag, den 26. Dezember 1932.

Fest des hl. Erzmartyrers Stephanus, gebotener Feiertag, der Gottesdienst wie am Sonntag.

Dienstag, den 27. Dezember 1932.

Fest des hl. Evangelisten Johannes.

8 Uhr Weiße des Johannes-Weines.

Mittwoch: Fest der unschuldigen Kinder. Kindheit-Jesu-Vereinsfeier mit Opfergang für die Heidenmission.

Samstag, den 24. Dezember (Heiligabend) 1932.

abends 6 Uhr Christfeier unter Mitwirkung des Kirchenchors und der Schulkinder.

Evangelischer Gottesdienst.

Sonntag, den 25. Dezember (1. Weihnachtsfeiertag) 1932 vormittags 10 Uhr Hauptgottesdienst.

Montag, den 26. Dezember (2. Weihnachtsfeiertag) 1932. vormittags 10 Uhr Hauptgottesdienst.

Freitag abend 8 Uhr Jungmädchenabend im Gemeindehause.

Wochenpielplan

des Staatstheaters zu Wiesbaden vom 24. Dez. — 31. Dez. 1932

Großes Haus		
Geschlossen!		
Samstag	Lohengrin	Anfang 18 Uhr
Sonntag	Im weißen Rößl	Anfang 14.30 Uhr
Montag	Marlenes Brautfahrt	Anfang 19.30 Uhr
Montag	Die Boheme	Anfang 20 Uhr
Dienstag	Aschenbrödel	Anfang 15 Uhr
Mittwoch	Marlenes Brautfahrt	Anfang 19.30 Uhr
Mittwoch	Marlenes Brautfahrt	Anfang 19.30 Uhr
Donnerstag	Cavalleria rusticana u. Der Bajazzo	Anfang 19.30 Uhr
Freitag	Marlenes Brautfahrt	Anfang 19.30 Uhr
Samstag	Aschenbrödel	Anfang 15 Uhr
Samstag	Die drei Musketiere	Anfang 19.30 Uhr

Kleines Haus:

Geschlossen!		
Samstag	Gold	Anfang 20 Uhr
Sonntag	Die spanische Fliege	Anfang 16 Uhr
Montag	Weihnachtseinkäufe und Liebesei	Anfang 20 Uhr
Montag	Gold	Anfang 20 Uhr
Dienstag	Weihnachtseinkäufe und Liebesei	Anfang 20 Uhr
Mittwoch	Die Nacht zum 17. April	Anfang 20 Uhr
Donnerstag	Geschlossen!	
Freitag	Lustiger Silvesterabend	Anfang 19.30 Uhr
Samstag		

Weinbrand-Verschnitt 3 Stern 1/4 Fl. 2.50 o. Gl.

Reiner Weinbrand 3 Kronen 1/4 Fl. 3.10 m. Gl.

Reiner Weinbrand 3 Stern 1/4 Fl. 3.50 m. Gl.

Reiner Weinbrand 3 Siegel 1/4 Fl. 3.85 m. Gl.

Französ. Cognac, Schwarz. Kirschwasser, Schwarz. Zwetschenwasser, Jamaica Rum Verschnitt, Batavia Arac Verschnitt, Malaga, diverse Liköre, Qualitätsware und sehr preiswert

Weinhandlung Schulz, Burgeffstr.

G.-V. „Liedertafel“ Hochheim

Gegründet 1907. Mitglied des Sängerbundes Nassau
Chorleiter: H. Schilp, Mainz — Ehrenchormeister
des hessischen Sängerbundes

Am 2. Weihnachtsfeiertag abends 8 Uhr
im Kaiserhof

„25-jähriges Stiftungs-Fest“

bestehend in Konzert und Ball. — Zur
Aufführung gelangen Chöre und Volkslieder,
von Grim, Henkel, Neumann, Schauf, Mol-
denhauer u. a. — Zu dieser Veranstaltung ladet
freundlichst ein, mit treudeutschem Sängerguß

Der Gesang-Verein Liedertafel

Eintritt 50 Pfg., eine Dame frei, Tanz à 10 Pfg.
Die Musik wird ausgeführt von der Feuerwehr-
kapelle Hochheim. Erwerbslose Ermäßigung

Musik-Vereinigung

Hochheim am Main

Wir gestatten uns hiermit zu unserem
am Sonntag, den 1. Weihnachtsfeiertag
abends 8 Uhr im Saale „Kaiserhof“ (Bes.
Franz Meßler) stattfindenden diesjährigen

Weihnachts-

Konzert

unsere werten Freunde und Gönner, die
hiesigen Vereine sowie die gesamte Einwoh-
nerschaft ganz ergebenst einzuladen.

Eintritt: 50 Pfg. Erwerbslose 30 Pfg.

Kathol. Sturmschar

Hochheim am Main

Am zweiten Weihnachtsfeiertag, abends 7.30 Uhr,
veranstaltet die Katholische Sturmschar dahier im Ver-
einshause einen

Weihnachts- und Märchen-Abend

Zur Aufführung gelangt unter anderen das dramati-
sierte Märchen: „Das tapfere Schneiderlein“
Zum Schlusse findet eine kleine Verlosung statt. Ein-
trittspreis 30 u. 20 Pfg. Kindervorstellung nachm.
3.30 Uhr. Eintritt 10 Pfg.

5 Zimmerwohnung

am liebsten mit etwas Stal-
lung per 1. April gesucht.
Näheres Geschäftsstelle Maj-
senheimerstraße 25.

Früh. Einjähr. Obersekunda-
und Primarelle Abitur.
Zeltersparnis

Mainzer- Pädagogium

Mainz, Bauhofstr. 2a I.
Fernruf 33173

Anthrazit- Ofen

in Einzelentzern und
Fahren empfiehlt
Jakob Siegfried
Majsenheimerstraße 38
Telefon Nr. 139

W e l z e

Neuanfertigungen und Um-
ändern zu äußerst billigen
Preisen
Pelz-Müller, Mainz
Quintinstraße 22.
Gerben u. Färben von Fellen

Schirm-Reparaturen

und neu Überziehen.
Jean Gutjahr
Wintergasse

Bauschule

Kastedei. Döbbs.
von C. Rohde, Vollerfahre
u. Vorbereit. auf d. Meister-
prüfung, 2 Sem., Progr. frei

Wie neu

werden Ihre Herren-
und Damen-Kleider
durch

Chem. Reinigen

Jeden Samstag Rück-
lieferung
Entflecken, aufbügeln,
färben

Annahmestelle:
Ph. Dewler
Eppsteinstraße 2

Bogelschub durch Winterfütterung!

(Schluß)

Der 7. und letzte Leitfaden beschäftigt sich mit der Winterfütterung.

7. Bezüglich der Winterfütterung sind die Ansichten von je her sehr auseinandergegangen. Diejenigen, welche sich nur von der Sentimentalität leiten lassen, müssen natürlich ausgeschaltet werden. Die Frage soll lediglich von der wissenschaftlichen Seite beleuchtet werden.

Dadurch, daß wir im Winter nicht füttern, ist sicherlich noch keine Vogelart ausgestorben; andererseits haben wir durch Winterfütterung auch noch keine Vogelart erhalten. Anders verhält es sich bezüglich der Individuenzahl. Auf diese hat die Winterfütterung einen großen Einfluß. Die Vögel, oder richtiger gesagt, gewisse Vögel so zu vermehren und in solcher Menge zu erhalten, wie wir sie zur Vermeidung, zum Kurzhalten des Ungeziefers benötigen, das können wir nur durch eine naturgemäße Winterfütterung erreichen.

Hierzu als Erläuterung: Der Mensch schätzt im allgemeinen die Tiere, nur wenn er von ihnen Gegenleistung verlangt. So auch beim Bogelschub. Die Vögel sollen uns die Insekten kurz halten und eine Ueberhandnahme derselben vermeiden. Dieses tun die Vögel, dafür müssen wir aber auch in den harten Wintermonaten für Nahrung der Vögel sorgen. Diese Winterfütterung muß ganz besonders der Natur entsprechend erfolgen, wenn sie von Nutzen sein soll. Fütterung soll erst dann einsetzen, wenn die Vögel in Folge starken Frostes und Schneefalls nicht mehr in der Lage sind, sich ihre Nahrung zusammenzusuchen. Wer mit Winterbeginn mit der Fütterung beginnt und ohne Rücksicht auf die Witterung den Winter über weiterfüttert, erzüchtet die Vögel zum Faulenzen. Auch im Winter, wenn das Wetter offen ist, können sich Vögel genügend Insekten und Larven zusammenfinden. Auch ist die dauernde Bewegung, die das Zusammenfinden der Nahrung bedingt, für die Gesundheit der Vögel von großer Bedeutung.

Füttern brauchen wir also nur nach starkem Schneefall, oder wenn der Frost so stark ist, daß alles festgefroren ist!

Wie muß nun gefüttert werden? Erste Vorbedingung ist, daß das Futter stets trocken ist. Wenn es naß wird und dann Frost kommt, überzieht sich das Futter mit einer Eiskruste, so daß es von den Vögeln nicht aufgenommen werden kann. Wenn also bei milder Witterung mit Fütterung begonnen wird und die Vögel bei Frostwetter an ihre Futterplätze kommen, können sie kein Futter aufnehmen und gehen dann elend zu Grunde. Um das Futter stets trocken zu halten, sind die verschiedensten Apparate konstruiert worden, so die Futtergloden, Futtertische, Futterhäuschen usw. Hierbei muß die Niederlage für das Futter stets so angebracht sein, daß sie durch die Gloden, das Vordach usw. so geschützt werden, daß keinerlei Feuchtigkeit bis zum Futter gelangen kann. Weiter ist es zweckmäßig, daß nicht jeder Vogel, besonders nicht die Sperlinge an das Futter gelangen können. Am besten ist in dieser Hinsicht die Futterglode, wo die Vögel nur hängend an das Futter gelangen können.

hängend können aber die Sperlingsarten nicht freilegen, was hingegen die Meisen, Baumläufer, Spechtmeisen usw. in allem Lagen können. Neuerdings ist der sogenannte Bruhm'sche Meisenfütterungsapparat „Antispah“ hergestellt worden, der wohl der beste und sparsamste aller ähnlicher Apparate ist.

Noch kurz einiges zum Schutz anderer insektenfressender Vögel, der Halbhohlbrüter und Bodenbrüter. Für diese ebenfalls sehr nützlichen Vögel wäre es wünschenswert, wenn an Stellen, an denen es ohne Schaden verbleiben kann, dichtes Gestrüpp, Dornen usw. erhalten bleiben. Gerade an Feldrainen, an Hohlwegen usw. wäre dies doch möglich, ohne daß der Landwirtschaft Schaden erwüchse.

Auf was ich aber ganz besonders hinweisen möchte ist, daß endlich mit der Unsitte aufgeräumt wird, junge Raben die man im Haushalt nicht gebrauchen kann, ins Feld oder in den Wald auszuwerfen. Der Schaden, den solche wildlebende Rabe in der Vogelwelt verursacht, ist ganz unheimlich. Wenn behauptet wird, daß die Raben nur ausgelegt werden, um den Mäusplagen vorzubeugen, so kann ich nur erwidern, daß ein Bussardpärchen im Feld mehr Mäuse fängt, als 10 Raben, daß aber 1 Rabe im Feld oder Wald mehr Vögel fängt, als 20 Bussardpärchen.

Diese Ausführungen, die natürlich nur die Hauptmomente gebracht haben, zusammenfassend, wird noch einmal betont: Im Interesse der Landwirtschaft, treibt naturgemäßen Bogelschub.

Wenn die obenangeführten Ratschläge der Fachleute beachtet werden, hat die ganze Bevölkerung daran Freude und der Erfolg wird nicht ausbleiben.

Rundfunk-Programme.

Frankfurt a. M. und Rassel (Südwestfunk).

Jeden Werktag wiederkehrende Programmnummern: 6.15 Wetter, anschließend Gymnastik I; 6.45 Gymnastik II; 7.15 Wetter, Nachrichten; 7.20 Konzert; 8.20 Wasserstands-meldungen; 11.45 Zeit, Wirtschaftsmeldungen, Wetter; 12.00 Konzert; 13.15 Nachrichten, Wetter; 13.30 Konzert; 14.00 Nachrichten; 14.10 Werbefunk; 15.00 Gießer Wetterbericht; 15.10, 16.50, 18.15, 19.15, 22.20 Zeit, Nachrichten, Wetter; 17.00 Konzert.

Sonntag, 25. Dezember: 6.35 Hasentanz; 8.30 Rath. Morgenfeier; 9.30 Stunde des Chorgesangs; 10.30 Collegium musicum; 11.30 Bachkantate; 12.05 Mittagkonzert I; 13.00 Mittagkonzert II; 14.30 Stunde des Landes; 15.00 Jugendstunde; 16.00 Konzert; 18.00 Runderbunt erzählt ein Abenteuer, Märchenfestspiel; 19.00 Bunte Stunde; 19.45 Sport; 20.00 Märchenstunde; 20.30 Konzert; 22.30 Zeit, Nachrichten, Wetter, Sport; 22.45 Nachtmusik.

Montag, 26. Dezember: 6.35 Hasentanz; 8.30 Choralbläser; 9.15 Stunde des Chorgesangs; 10.00 Festgottesdienst; 11.30 Bachkantate; 12.00 Plahkonzert; 13.30 Musikalisches Durch-einander; 14.30 Mutter Schröders, lustige Schwiegermutter-geschichten; 15.00 Das tapfere Schneiderlein, Weihnachtsfunk-märchen; 16.00 Konzert; 18.00 Arm und doch glücklich, besinnliche Stunde; 18.40 Sport; 19.00 Musikalische Reiseerinnerungen; 20.05 Großes Konzert; 22.20 Zeit, Nachrichten, Wetter, Sport; 22.45 Nachtmusik.

Dienstag, 27. Dezember: 15.20 Hausfrauenstunde; 18.50 Preussischer und freierchristlicher Sozialismus, Vortrag; 19.50 Das Lebenslicht, Weihnachtsmärchen; 20.00 Bunter Abend; 22.45 Nachtmusik.

Alformin zum Gurgeln
verordnet die Aerzte
nach Hofrat Dr. Zuckner
bei Heiserkeit, Katarhe der Schleimhäute, des Rachens und des Mundes, bei Mandelentzündung (Angina) und Erkältungen. Ein Vorbeugungsmittel gegen Ansteckung (Grippe etc.). Ausgerechnet für Raucher, welche stark zu Raucherkatarrh neigen, für Sänger, Redner etc. Dose 25 Pfg., Dose 72 Pfg. • Max. Elb. A.-G., Dresden

Willi Friedrich

Irma Friedrich

geb. Zock

Vermählte

24. Dezember 1932

Wiesbaden, Roonstr. 8 Hochheim, Rest zur Krone
Kirchliche Trauung: 1. Feiertag 3.15 Uhr i. d. Marktkirche

Käti Kaltenbach

Karl Boerner

Verlobte

Weihnachten 1932 Hochheim a. M.

Käti Arndgen

Karl Nies

Verlobte

Hochheim a. M. Weihnachten, 26. Dez. 1932

Ein überraschendes Weihnachtsgeschenk

Mit
6 RM Kapital

kaufen Sie die
AGFA-STANDARD
6x9 cm



Rest zahlbar in neun
Monatsraten zu 6.- RM.
Gebrauchte Kamera wird
in Zahlung genommen!!

PHOTO-SHAJA
MÜNCHEN 2 NO 47

Repariert alle Markenkameras gegen 10 Monatsraten
Günstige Gelegenheitskäufe am Lager!

BIOX-ULTRA - ZAHNPASTA
Mit einer kleinen Tube zu 50 Pf., können Sie mehr als 100 x Ihre Zähne putzen, weil BIOX-ULTRA hochkonzentriert ist und nie hart wird.



1.- Damen-Kragenschuhe

mit Filz- und Ledersohle
Grösse 36 bis 42



Nur fehlerfreie Ware!

Pantoffeln 1.-

mit Filz- u. Ledersohle
Grösse 36 bis 42

Waldmann

MAINZ: Klarastrasse 2
Schusterstr. 16

WIESBADEN: Wellritzstrasse 1
Ecke Schwalbacherstr.

Chlorodont

die Qualitäts-Zahnpaste

An frohen Festtagen — besonders beim Weihnachtsfest sind Kuchen und Süßigkeiten vieler Art bei Erwachsenen und Kindern ein üblicher Genuß. Leider werden dabei nur zu oft die Einwirkungen des Zuckers auf die Zähne nicht beachtet. Doppelt angebracht ist daher die Mahnung: „Achtet auf sorgfältige Zahnpflege, reinigt die Zähne mit der hochwertigen und im Geschmack so vorzüglichen Chlorodont-Zahnpaste!“

Lokales

Hochheim am Main, den 24. Dezember 1932
Weihnachten!

Die Reichen schliefen alle im warmen Bett,
Da Maria den Heiland entbunden hält.
Keiner hat in der selbigen kalten Nacht,
An den Sohn einer armen Mutter gedacht.
Drei arme Hirten nur waren dabei,
Als es hieß, daß der Christ geboren sei.
Zweitausend Jahre ist das schon her,
Und ist doch noch immer die gleiche Mär.
Dem Volke nur, das im Dunkeln sitzt,
Strahlt der Stern, der auf Bethlehem einst geblüht.
Den armen Hirten nur winkt er zu,
Die Reichen schlafen in guter Ruh.
Und Armen nur ist die Botschaft gesagt,
Daß ein Heiland kommt, daß ein Morgen tagt.
Der aus Zeiten der Not und aus Räten der Zeit,
Seine harrenden armen Brüder befreit.
Drum ist Weihnacht der armen Leute Fest,
Weil der Arme den Armen nicht verläßt.

Karl Bröger (Turnerjugend)

Nebel und Raufreif

Nebel und Frost erzeugen in der winterlichen Natur eine Erscheinung, die man Raufreif nennt. Infolge der nächtlichen Wärmeabstrahlung der Erde bei Temperaturen unter 0 Grad kristallisiert der Niederschlag des Wasserdampfes der Luft und überzieht alle freistehenden Gegenstände mit einerartigen weißen Eischicht. Die Halme und Gräser, die Äste und Zweige der Bäume und Sträucher tragen ihr weißes Kristallkleid. Die Drähte der Telefon- und Telegraphenleitungen sehen aus wie bide Hanfseile, wenn sie vom Raufreif belastet sind; nicht selten reißen sie unter ihrer Last. An den Waldbeständen wird häufig großer Schaden verursacht durch das Niederbrechen der Äste der Bäume. Man nennt den Raufreif auch Raufrost.

So stehen eben auch unsere Weinberge im Raufreif. Jede Rebe trägt ein kristallines Winterkleidchen. Sie bietet einen reizenden Anblick, der besonders schön ist, wenn abends die rote Sonnenscheibe im Westen sinkt und die kleinen Eiskristalle einen rötlichen Schimmer tragen. Während die Rebe im Sommer das Auge erfreute durch ihr saftiges Weinlaub-Grün, entzückt sie im Winter das Auge durch das glänzende Weiß des Raufreies. Noch vor wenigen Tagen, als rauhe Stürme und kalter Regen auf sie einbrachen, schüttelte sie sich und schien zu frösteln. Nun aber steht sie in ihrem weißen Kleide ruhig da und scheint ganz stolz darauf zu sein. Dazu kommt, daß die ganze Natur in einem heiligen Schweigen sich befindet; nur selten unterbricht das Krächzen eines Fuges Raben die winterliche Stille. Schaden erleidet die Rebe meistens durch den Raufreif nicht, weil der Eiskristallpanzer isolierend wirkt. Sinkt jedoch die Temperatur des Winters unter 20 Grad, dann können die Knospen durch das Eis des Raufreies zum Absterben kommen. Damit ist aber zugleich ein großer Schaden für die kommende Weinernte verursacht.

Rebe und Mensch kommen beide von Gott, ihrem Schöpfer. Sie haben große Ähnlichkeit: das sommerliche Grün der Rebe ein Sinnbild hoffnungsvoller Jugend, das Weiß des Kristallkleides im Winter ein Sinnbild des Alters. — Könnte die Rebe reden, dann würde sie uns in ihrem Winterkleide erzählen von ihrem Wachsen und Blühen, Reifen und Fruchtbringen. So erzählt uns das Alter, das auf dem tugendhaften Leben zurückzusehen kann, von den Hoffnungen und Wünschen der Jugendzeit, von dem Schaffen und Streben des reifen Alters, aber auch von den Enttäuschungen und Entbehrungen, von den Kämpfen und Ver-

den eines langen Lebens. Und dann steht das Alter vor uns in dem weißen Ehrenkleide, verjüngt durch das Silberhaar. Dann verweilen wir gerne im Kreise der Alten, wir hören ihre Lebensweisheit, wir vernehmen treffliche Sprüche und folgen gerne ihren Weisungen. — Wie schön ist bei den Bejahrten die Weisheit und bei den Angesehenen Einsicht und Rat! Der Greise Ehrenkranz ist eine reiche Erfahrung und ihr Ruhm ist die Furcht Gottes. Darum soll man gerne den Gesprächen der Greise lauschen." (Sir. 6 35.) Herborn.

Der Gesangsverein Niederkrantz dahier veranstaltet am 2. Weihnachtsfeiertag im Kaiserhof sein 25jähriges Stiftungsfest. Der Reizzeit entsprechend, findet die Veranstaltung nur abends statt und zwar von 8 Uhr ab Konzert, nach Beendigung desselben Tanz. Freunde und Gönner des Vereins sind herzl. eingeladen und sind denselben einige genussreiche Stunden zugesichert. Näheres siehe Inserat.

Sängervereinigung 1924 Der Verein veranstaltet am Neujahrstag 1933, abends 7 Uhr im Vereinslokal zum Kaiserhof einen Rheinischen Abend mit Ball. Ein reichhaltiges Programm wurde für diesen Abend zusammengestellt — Rheinlieder, Chöre und Solis, unter der vortrefflichen Leitung von Kapellmeister Rilian Ruchenmeister, Mainz, kommen in abwechslungsreicher Reihenfolge zu Gehör. Ferner wird ein heiteres Singspiel mit Witz und Satire, „Ein Winterfest“ zur Aufführung gelangen, das die Besucher in echt rheinische Stimmung versetzen wird. Mitglieder, Freunde und Gönner des Vereins wollen sich daher schon heute diesen Tag reservieren.

Freiwillige Sanitätskolonne. Wie alljährlich so begeht auch jetzt am 2. Weihnachtstag Abend, dieses mal in der Turnhalle, die Kolonne die Feier ihres 32jährigen Bestehens in Gestalt der so beliebten Familienfeier und theatralischen Unterhaltung etc., die nach dem in den vergangenen Jahren festgestellten zahlreichen Besuch, nicht verfehlen wird, auch diesmal ihre Anziehungskraft auszuüben. Es ist alles aufgegeben, um den Teilnehmern in dieser schweren Zeit einige frohe Stunden zu bereiten und die Sorgen des Alltags einmal in den Hintergrund treten zu lassen. Wir verweisen auf die Anzeige in heutiger Nummer.

Freiwillige Feuerwehr Hochheim. Die 52. Gründungsfeier der Wehr findet lt. Beschluß der Generalversammlung vom 13. Apr. 32 dieses Mal in der Turnhalle am 15. Januar 1933 statt. Es sind hierzu die nötigen Vorbereitungen getroffen, um auch diese Feier den vorhergegangenen gleichwertig zu gestalten und den zahlreichen Gönnern der Wehr etwas zur Unterhaltung zu bieten. In Anbetracht der wirtschaftlichen Notlage ist ferner beschloffen, die Eintrittspreise auf ein Mindestmaß herabzusetzen und so recht vielen Gelegenheit zu geben, an der Feier teilnehmen zu können. Nähere Einzelheiten folgen noch.

Der „Katholische Gesangsverein“ dahier veranstaltet am 29. Januar 1933 im Vereinslokal wieder einen seiner gern besuchten Theaterabende. Es gelangt zur Aufführung das Volksstück: „Der Glöckner von Breslau“. Es sei jetzt schon auf die Veranstaltung hingewiesen. (Näheres später durch Inserat.)

Weihnachten 1916 im Felde.

„Aus dem Tagebuch eines Jägeroffiziers“ veröffentlicht der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge folgende Weihnachtsgeschichten, die im Weltkriege entstanden.

24. Dezember: Und nun ist Weihnachten gekommen! Kriegswihnachten 1916! Ueber Nacht ist erneut Schnee gefallen, die ganze Stellung, der Wald liegt unberührt weiß da. Im Graben herrscht eine wundervolle Sauberkeit. In den Unterständen stehen die Bäume geschmückt, so, als der Graben trübe Lannengrün. Auf den Stü-

fen zu meinem Stollen stehen Bäumchen und drinnen ist einer. „Der bis zur Decke reicht“ — allerdings kein Kunststüd, da die Decke so hoch ist, daß ich nicht aufrecht stehen kann. Einen schweren Kampf habe ich mit meinem treuen Burschen Otto Müller bestehen müssen wegen der Schmückung des Baumes. Ich wollte nur Lichter haben, er aber verlangte Matte. „So feinen Schnee haben wir zu Hause auch immer gehabt“. Und Otto hatte seinen Willen durchgesetzt. Der „Schnee“ ist da.

Mittags gibts an der Feldküche nur eine dünne Suppe, dafür wird aber angelagt: „Um vier Uhr stellt jede Gruppe einen Jäger mit vier Kochgeschirren zum Empfang von warmen Abendessen, ebenso 7.30 Uhr für Glühwein“.

Zu 6 Uhr hatte ich den 3. Zug zur Feier befohlen. Ein neuer Stollen ist unter Aufbietung aller Kräfte gerade noch fertig geworden. Die anderen Züge sind während der Feier in erhöhter Alarmbereitschaft. Nach je einer halben Stunde werde ich auch für sie die Feier wiederholen.

Der Stollen ist ganz mit Tannengrün ausgekleidet. An den Wänden brennen einzelne Kerzen, und Kerzen leuchten aus dem Grün des Baumes in der Ecke. Auf Bänken zu beiden Seiten des Tisches, der sich durch den ganzen Raum zieht, sitzen meine Jäger. Das Lied „Wir treten zum Beten...“ von Oberjäger St., dem Opernänger, mit seinem hellen Tenor angestimmt, eröffnet die Feier. Und nun: „Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!“ Der 103. Psalm ist es, den ich verlese, nach dem Lied: „Ich bete an die Macht der Liebe“ lese ich die Geburtsgeschichte.

Unendlich innig und zart aus den rauhen Soldatenkehlen klingt das Lied, das heute überall erkönt, wo Deutsche zusammen sind, unser liebes, seit Kinderzeiten vertrautes Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“. Ich spreche zu meinen Jägern, sage ihnen das, was mir die Stimmung der Stunde eingibt. Ich gedenke der Kameraden, die im vorigen Jahre in Semlin noch unter uns waren und mit uns auf ein gutes Ende des Krieges in dem nun zu Ende gehenden Jahre gehofft hatten und die nun in der Blüte der Jahre still hingefunken sind, dort vor Verdun, an der Somme, hier in Galizien, wo wir noch jetzt treue Wacht halten. Ich gedenke derer, die wund in den Lazaretten der Heimat ihrer Genesung entgegenharren. Wie groß ist die Zahl der Namen, die ich verlesen muß. Dank euch, meine Kameraden, für das, was ihr im vergangenen Jahre geleistet habt, für den Geist, den ihr in euch tragt. „Wahr unser in dem Himmel“, so sprechen wir gemeinsam das Gebet der Gebete. Und jubelnd und siegesgewiß tönt es zum Schluß: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

17. Gebotene Antiquitäten. Das Staatsmuseum vom Missouri ist eine Raritätenammlung, echt amerikanischer Prägung. Um auf der Höhe zu bleiben, hat das Museum sogar die Sammlung seiner Sehenswürdigkeiten um einen — Hochzeitskuchen bereichert, der auf das ehrwürdige Alter von 64 Jahren zurückgeht. In angelsächsischen Ländern besteht der Brauch, die Hochzeitstafel mit einem mehr oder weniger großen und mehr oder weniger reich dekorierten Kuchen zu schmücken, den die Braut anschnidet, um jedem der anwesenden Gäste ein Stück zu überreichen. Die Reste dieses Kuchens werden in Amerika ebenso sorgsam aufbewahrt, wie bei uns die Braut Schleier und Hochzeitskleid in Ehren zu halten pflegt. Gelegentlich einer Goldenen Hochzeit, die in Hollywood gefeiert wurde, hatte das Subelpaar den seltsamen Einfall, den Hochzeitskuchen, der vor einem halben Jahrhundert die Hochzeitstafel geschmückt hatte, seinen Gästen zu servieren. Man kann die Unglücklichen nur bedauern, die anstandshafter das angeführte Brautwerk kosten mußten, auf die Gefahr hin, sich die Zähne auszubeißen und eine Magenverstimmung zuzuziehen. Da ist es denn doch besser, die Reliquie eines Hochzeitskuchens einem Museum als Ausstellungsstück zu überweisen.

Assunta und Lore.

Roman von Wolfgang Kerner.

55 Assunta lächelte ihm etwas gezwungen und mühsam zu, dann sprach sie mit einer selbstsam belegten und ganz schwachen Stimme: „Hermann, mit ist so fürchterlich heiß. Auch habe ich starke Kopfschmerzen. Doktor Seifert wird bald helfen.“

Wenig später kam der Arzt. Er konnte seinen Schreck kaum verbergen, als er starkes Fieber feststellen mußte.

Dr. Seifert hatte dann eine kurze Unterredung mit Hermann und dem Oberleutnant, denen er erklärte, er sei sich zwar noch nicht ganz klar, was dieser Anfall bedeute und woher er komme, zweifellos aber sei für die Kranke eine schwere Gefahr im Auge. Er gab seine vorläufigen Verhaltensmaßregeln und versprach, in einer Stunde wiederzukommen.

Hermann war wie aus allen Himmeln gefallen. Er konnte es nicht fassen, daß sein Lieb so schwer krank sein sollte. Mittags noch war Assunta ganz wohl gewesen. Der Oberleutnant mußte ihn beruhigen.

„Hermann, wir müssen jetzt erst abwarten, hoffentlich aber wird die Sache nicht so schlimm.“

Aber es folgten trostlose Tage für die Villa in der Römischenstraße. Schon am nächsten Morgen war kein Zweifel mehr, daß Assunta schwer erkrankt war. Das Fieber stieg und die junge Frau, die schon in der Nacht zeitweilig irren geredet hatte, phantasierte jetzt in einem fort. Dr. Seifert, der bereits für eine vorläufige Krankenpflegerin, sowie für eine Amme für das Kind georgt hatte, kam viermal des Tages. Verta Graf löste die Pflegerin am Tage einige Stunden ab und wachte dann bei ihrer Freundin.

Hermann war ganz niedergeschlagen, nervös lief er durchs Haus und fand nirgends Ruhe und Raft. Freilich, der Gedanke, daß Assunta in der Blüte ihrer Jahre von ihm gehen wollte, der kam ihm nicht. Immerhin, er war so erschreckt und aus seiner gewohnten Bahn geworfen, daß er sich seines Söhnchens, das ein strammes Burschchen war und eine blühende Gesundheit zeigte, nicht so recht zu erfreuen vermochte.

Das wurde ein trauriges Ostern. Während sich in der Natur alles zur Auferstehung und zu neuem Leben rüstete und auch die Menschen nach langen Winternöten Lenzesfreude und neue Lebenslust atmeten, griffen dort in der Villa in der Römischenstraße die gierigen Knochenhände nach einem blühenden Leben.

Am Karfreitag sprach Dr. Seifert zu Hermann und dem Oberleutnant: „Die Krisis naht. Ich habe bisher alle nur erdenklichen Mittel angewendet, leider ohne jeden Erfolg. Wenn es nicht gelingt, dem weiteren Steigen des Fiebers Einhalt zu tun, dann habe ich keine Hoffnung mehr. Das Fieber verzehrt die letzten Kräfte so rasch, daß trotz der sonst kräftigen Natur unserer Patientin ein langer Widerstand ausgeschlossen erscheint.“

Hermann trafen diese Worte wie ein Schlag. Er packte den Arm des Arztes und rief mit rauher Stimme: „Herr Doktor, nein, das kann nicht sein. Assunta darf mir nicht sterben, hören Sie!“

„Bitte, Herr Doktor,“ sprach der Arzt mit beruhigender Stimme, „verstehen Sie mich recht. Noch ist das Schlimmste nicht zu befürchten. Ich sage nur, wenn das Fieber nicht zu bannen wäre. Sollte das morgen nicht der Fall sein, würde ich Ihnen raten, einen zweiten Arzt beizuziehen. Sie können versichert sein, daß ich das Menschenmögliche tue, aber auch unserer Kunst sind oft gar enge Grenzen gezogen.“

Am anderen Tage brachte Dr. Seifert einen Kollegen mit, aber der konnte au schnur bestätigen, daß Dr. Seiferts Behandlung durchaus richtig sei. Ein neues Mittel wußte er nicht.

So schlichen die Stunden. Der Arzt kam dreimal bis viermal des Tages und angstvoll harrete Hermann, mit ihm der Oberleutnant, Rat Rahn und Verta Graf seines Ausspruches. Verta Graf war jetzt mehr in der Villa als zu Hause. Eine junge Schwester von ihr besorgte das kleine Hauswesen und betreute das Kind. So konnte sie sich der Pflege widmen und bei ihren Freunden sein, denen sie in dieser schweren Zeit unschätzbare Dienste leistete. Die kleine Frau schien über unerschöpfliche Kräfte zu verfügen, sie sorgte für alles, besonders für das Kind, gab den vielen Besuchern, die sich oft nach Assuntas Befinden erkundigten, Aus-

kunft und versäumte keine Gelegenheit, Hermann ein Wort des Trostes zu geben.

Hermann sprach voll Bewunderung und Dankbarkeit zu seinem Freunde: „Graf, ich kann dir nicht sagen, wie ich deine Frau schätzen lerne. Tief bin ich in ihre Schuld geraten, so tief, daß ich fürchte, es nie vergelten zu können.“

„Neb' keinen Unsinn,“ meinte Graf in seiner urgemüthlichen Art, das alles finde ich nur selbstverständlich. Im umgekehrten Falle würdest du daselbst für uns tun.“

Hermann drückte dem treuen Manne die Hand.

„Auf alle Fälle, ich danke auch dir. Nun will ich wieder heim.“

„Hoffentlich kommt bald die günstige Wendung.“

„Hoffentlich! Zeit, allerhöchste Zeit wäre es.“

Graf sah seinem Freunde besorgt nach. Hermann sah elend aus. Bläß und abgepannt, jedenfalls hatte er seit Tagen kaum mehr geschlafen. Alle Stunden rannte er aus dem Ante heim, um nach Assunta zu sehen, und in der Nacht legte er sich nur für kurze Zeit, und dann in den Neben, zu kurzem, unruhigem, von Schreckträumen erfülltem unerquicklichen Schlummer nieder.

Das Fürchterliche, das drohend über ihm schwebte, hatte ihn ganz verdrängt und aus dem gewohnten Geleise geworfen. Nur mit fast übermenschlicher Anstrengung konnte er seinen täglichen Dienst versehen und dessen Anforderungen einigermaßen gerecht werden, seine Gedanken waren meist zu Hause, wo das Feuerste, das die Erde für ihn barg, mit dem Tode rang.

In der Nacht vom Karfreitag auf den Ostersonntag endlich konnte Doktor Seifert feststellen, daß das Fieber nicht mehr stieg; noch war zwar nicht alle Gefahr vorbei, aber neue Hoffnung möglich. So blieb es den ganzen Sonntag. Am Ostermontag sank das Fieber um ein Grad. Da erklärte der Arzt: Die Gefahr ist vorbei. Wir werden unsere Patientin schon wieder hochbringen.“

Hermann hatte ihn umarmen mögen für diese Worte. Er eilte zu Assunta und beugte sich liebevoll über sie.

„Wie geht es dir, Lieblich?“

(Fortsetzung folgt)



GEORG BUCHER

Ruf aus der Sahara

Fluch der Fremden-Legion!

COPYRIGHT 1932

BY EDEN-VERLAG BERLIN

12. Fortsetzung

„Auf was, Pappchen?“ tönte da eine schelmische Stimme. Magda war leise in das Rauchzimmer getreten und hatte so ziemlich alles gehört von des Großfreeders letzten Worten. Mißtrauisch und halb verlegen betrachtete Thomas Walden das harmlos naive Gesicht seiner Einzigen.

„Morgen früh geht es nach Hause“, riefte er verzweifelt allen Mut zusammen. „Herr Gersten hat mir loben erklärt, daß er auf keinen Fall länger verweilen könne, da ihn seine Geschäfte rufen, und da dachte ich, daß wir uns ihm gleich anschließen. So ist es, nicht wahr, Herr Gersten?“

Hans Gersten sah sehr gut, wie schamlos egoistisch der tyrannisierte Großfreeder ihn ins Vorderreffen hob und mußte wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen. Allen Mut zusammenfassend, wandte er sein verlegenes, hilfloses Gesicht der kleinen Blondine zu und brachte stotternd seine Gründe vor, die ihn zum Abreisen zwängen.

Magda Walden schien aber diese Gründe nur sehr mäßig zu imponieren, denn sie rümpfte das kleine Näschen, warf den blonden Lockenkopf in den Nacken und schaute Hans Gersten frostig an.

„Dann müssen Sie eben abreisen, Herr Gersten“, sagte sie ganz schnippisch. „Papa kann sich Ihnen gleich anschließen, wenn er es auch so eilig hat. Ich für meine Person bleibe noch drei Tage hier. Ich habe es Mrs. Cardeen soeben versprochen, und was Magda Walden verspricht, das hält sie. Also, meine Herren: Ich wünsche eine angenehme Nachtruhe!“

Fort war Magda, und ihr leichtes Silberlachen wehte verfliegend zu den beiden zurück.

Der Großfreeder versuchte nun, sich aus der Affäre zu ziehen:

„Das ist ein netter Salat, den Sie mir da mit Ihrem Abreisevorhaben eingebracht haben, Gersten! Natürlich denke ich gar nicht daran, in der Frühe abzureisen. Ne! Nicht daß ich es bei Magda nicht erzwingen könnte, denn ich bin ja doch immer noch der Vater und maßgebende Person. Aber Sie haben es ja selbst gehört: Magda gab Mrs. Cardeen ihr Wort, daß wir noch drei Tage bleiben. Also bleiben wir. Wortbruch gibt's bei den Waldens nicht. Und dann kann man doch auch nicht Mrs. Cardeens Güte mit Undank lohnen“. Schloß der Großfreeder hoheitsvoll seiner Ansicht nach hatte er nun seine Würde und väterliche Autorität vor Hans Gersten voll gewahrt!

X

Ueber das vom Föhn arg zugerichtete, liebliche Apental strahlte ein heller Mond herab. Noch führte der kleine Bergbach reißende, schäumende Wassermassen talabwärts, aber allmählich verebbte die schäumende Kraft mehr und mehr.

Das Rauschen des Wassers drang bis zum offenen Balkonfenster Maud Walkers hinaus, die matt und blaß in den Kissen lag. Sie horchte auf das durch die Nacht klingende Wasserrauschen und erschaute, fühlte sie doch, was in dem monotonen Naturliede lag: da strömte Kraft von den Bergen herab und rauschte in die Nacht hinein, dem Ziele entgegen, das in der Ferne lag. Ebenso verhielt es sich mit ihrer eigenen Lebenskraft: die rauschte dahin und verebbte immer mehr, je näher sie dem Ziele kam — dem Grabe!

Maud richtete sich matt in den Kissen hoch, und die kleine Stehlampe auf dem Nachttischchen flammte auf. Unter dem Kopfkissen brachten ihre mageren Finger Freds kleines Tagebuch hervor. Dann vertieften sich Mauds matte Blauaugen in den Inhalt. Vor ihr erstand die Fremdenlegion mit ihrem Sumpf und ihrer Beispiellofigkeit.

Auf Expedition nach Sidi Mtesch!

Ich bin nun schon 16 Monate in der Uniform des Hohns, Maud, und dies ist meine zweite Expedition, die nach Meinung der Kameraden ein gänzlich aussichtsloses Unternehmen ist. Sie behaupten, die paar, die heil zurückkämen, wären an den Fingern abzuzählen. Vor allem die deutschen Legionäre behaupten es. Ich glaube aber, daß aus diesen Deutschen nur der Haß spricht, denn es muß ja gerade für sie äußerst demütigend sein, unter der Flagge ihres Erbfeindes zu kämpfen.

Meine Freundschaft mit Richard Bender ist noch fester und inniger geworden. Ein prachvoller Mensch, der mich immer wieder aufzumuntern versucht. Es ist aber zwecklos; er weiß ja nicht, wie es um mich steht — weiß auch nichts von meinem inneren Elend und meiner Qual. Heute sind es drei Tage, daß wir unterwegs sind. Wir führen 300 Blaue (Rekruten) mit uns. Weshalb ist mir ein Rätsel, denn was sollen wir mit solchen unerfahrenen Reutlingen in Feindesland, zumal gegen die blutdürstigen Drusenstämme!

Wir sind über den letzten Posten, den letzten mauerumgürteten und türmesiankten, waffenstarrten Stützpunkt Frankreichs hinaus, und vor uns dehnt sich das einsame Gebiet des Feindes, wo uns nach Auslagen älterer Legionäre Durstqualen, Kugeln und Gräber erwarten. Doch wer weiß, ob das nicht alles Uebertreibung ist; denn meine erste Expedition in Marokko zeigte nichts Derartiges und ist dank guter Führung beinahe blut- und verlustlos verlaufen.

Warum soll es nun auf der Sidi Mtesch-Expedition anders werden? Ich hoffe bestimmt, daß ihr Verlauf mir beweisen wird, daß alle Reden der meistens aus Deutschland stammenden alten Legionäre nur Auswüchse ihres eingeäscherten Hasses sind, und daß auch Frankreich gewisse Grenzen kennt, wenn es um Menschenleben, um viele Hunderte von Leben geht wie jetzt.

Heute sind es schon fünf Tage, daß wir in dieser infernalischen Sandwüste einhertaumeln. Noch immer keine Anzeichen vom Feinde. Dafür jedoch andere Anzeichen, die mir Sorge bereiten. Letzte Nacht erging vom Major der strenge Befehl des Silence (Strenge Stille im Lager). Alles fügte sich, und wir lagen, in unsere Mäntel gehüllt, stumm und still da. Es dauerte jedoch nicht lange, und in den Zelten der Offiziere begann ein wüstes Lärmen, Gelächter, unflätige Zoten Pfropfen knallten. Gläser klangen gegeneinander; ein regelrechtes Bacchanal. Dabei lagen 900 frierende Legionäre, über denen der Silence-Befehl schwebte, um die Offizierszelle im Sande herum. Welcher Hohn das war! Also stimmt schon das eine, was ich lediglich für Hohnreden der alten deutschen Legionäre hielt: Major Granger ist ein gemeiner Wüstling und Trinker und eine Memme ohne jegliche Willenskraft. Was soll nur werden, Maud: wenn unser erster Führer so erbärmlich verlagert!

Das Tado hat eingesehen. Tado, das ist das teuflische Gewehrfeuer der Drusen. Man bekommt sie nicht zu Gesicht; nur immer ihre mörderischen Salven, die ganz überraschend aus dem weiligen, öden Nichts kommen. Tado — Tado — Tado: es ist eine schaurige Sinfonie des Todes. Tado — der helle, dünne Klang des Abschusses; oohh der dumpfe, klatschende Kugelnschlag in die matten Körper der Kameraden. Runde Bleikugeln, die gräßliche Wunden reißten und fast immer den Tod bringen. Bis jetzt hatten wir elf Tote. Ihnen bleibt das Weitere erspart. Wird auch mir ein Tado erklingen? Ich zittere nicht davor, und du weißt, warum!

Das Tado hat sich verstärkt, Maud. Wo sie nur sein mögen, die braunen Teufel. Man bekommt sie nicht zu sehen; nur immer ihr satanisches Tado, hinter dieser Düne hervor — hinter jener. Wenn wir dann brüllend hinraufen, finden wir immer nur grinsende Leere. finden wohl Fußspuren im Sande und einige abgeschossene Patronenhüllen, denen wir einen toten Kameraden zu verdanken haben. Heute hatten wir wieder neun Tote und drei Schwerverwundete. Das heißt: zusammen also zwölf Tote; denn auch die drei Verwundeten wurden auf Befehl Major Grangers zurückgelassen. Wie konnte Granger nur solch einen Befehl geben: Die Verwundeten bleiben zurück; die Nachhut wird sich ihrer annehmen!



Der Befehl war in meinen Augen offener Mord, demots, als die Nachhut mit der Bagage bei den drei Unglücklichen anlangt, vergeht eine ganze Stunde. Eine Stunde, wobei lauende, erbarmungslose Feinde in der Nähe weilen. Die Nachhut wird nur noch drei kopflose Leichen vorfinden. Arme Kameraden!

Der Sand Syriens wird zum Moloch, Maud. Ich begreife immer weniger, weshalb man uns, das dritte Bataillon, von der Gruppe mobile abgesondert hat, während sie mit ihren 30 000 Mann weit östlich von uns gegen Damaskus hin operiert. Um die feindlichen Kräfte zu einer Zersplitterung zu zwingen, hieß es vor Beginn der Expedition. Also deshalb führt man uns 900 völlig isoliert, tief westlich in diese Wüsteneien hinein: um eine Zersplitterung zu erzwingen. Ich habe mich mit Richard stundenlang darüber unterhalten, und seine grimmigen Worte des Hohns raubten mir eine allerletzte Hoffnung; denn Richard ist keiner von denjenigen, die sich den Blick ihrer Urteilskraft durch Haß und Vorurteile trüben lassen.

Granger hat volle Vollmachten, die Kolonne nach Belieben und Guldinken einzusetzen. Fred wir haben mit ihm den richtigen Mann bekommen, und wenn ich nicht irre, wirst Du Gelegenheit haben, zu sehen, wie unbefürmert die Bestie Granger Legionärsblut verprijen läßt. 12 Orden besitzt Granger schon und hofft bestimmt, sich auf dieser Expedition den 13. zu holen, wenn möglich das Kreuz der Ehrenlegion. Ob das nun 100 oder 500 Legionäre kostet, ist Granger vollkommen egal. Vive la Legion!

So sprach Richard zu mir, Maud. Soll es denn möglich sein: kann Frankreich sich ungestraft erlauben, unser Blut und Leben einer Bestie anzuvertrauen, die es willkürlich und wahnwitzig um des eigenen Vorteils willen im Sande Syriens verprijt? Leb denn da kein Ankläger — leben denn da keine Richter auf Erden? Sind wir denn ganz vergessen, verstoßen, verdammt und verlassen von unseren Vätern — unserer Heimat? Ich möchte rufen — möchte laut schreien. Wenn ich jetzt Richard nicht als Freund zur Seite hätte — ich wäre verloren!

Maud ließ erzitternd das kleine Tagebuch sinken. Oh Fredy — oh Grauen — was wollte er rufen ... schreien

Das konnte ja gar nicht sein, was Fred da schrieb. Frankreich —? Dieses schöne Kulturland mit seinem grandiosen Paris — seiner prachtvollen Akademie der schönen Künste — mit seinem Louvre, seinen Bauten und herrlichen Denkmälern. Und seinen großen, genialen Männern, Führern und Künstlern. Das schöne Frankreich, das Maud so gut kannte. Frankreich mit seiner herrlichen Picardie, seiner sturmumtosten Bretagne, dem kernigen Baskenlande, der sonnigen Riviera. Alles, alles, was Maud in seiner ganzen Schönheit eingetrunk. Dieses schöne Frankreich also sollte solch einen schaurigen Schandfleck in seinem großen Kolonialbesitz haben: die Fremdenlegion, in der Zehntausende von weißen Sklaven, fremdländische Unglückliche, schmachteten, die es willkürlich seiner Kolonial- und Eroberungspolitik opferte?

Maud verteilte das kleine Tagebuch sorgfältig. Heute konnte sie nicht mehr weiterlesen — nichts mehr von dieser furchtbaren Expedition lesen. Erst ein andermal, wenn der kleine Sonnenkater Magda Walden nicht mehr bei ihr in der Villa Nirwana weilte. Bis dahin wollte sie sich an dem sonnigen, gelunden Wesen Magdas laben und erquicken; das Furchtbare und Trübe der Vergangenheit für kostbare Stunden vergessen. Erst wenn Magda wieder dort war, würde sie weiterlesen in Freds Tagebuch; lesen und zittern, tränenlos weinen und schaudern. Was würde ihr Fred noch alles zurufen aus dem Sumpfe heraus?

Nacht — Mondenschein — Stille und leuchtende Sterne. Es war um die elfte Nachstunde, als unter Führung Sergeant Hübners und der Korporale Hallbacher und Werner 15 Legionäre aus der Kaserne der Legion in Marrakesch marschierten, begleitet von den rauen Abschiedsworten der Tormachen.

Das Disziplinarlager Tequar war das Ziel des kleinen Trupps 18 Freiwillige, die auf dem Bahnhof ein Zug erwartete. Zwei Tage Bahnfahrt. Dann drei Tage mit den Proviantkolonnen, die die fortartigen Posten zu versorgen hatten. Dann nochmals drei Tage per Rautelei bis Fort Cascara. Und dann — die Reise dauerte länger, als Hübner sich ausgerechnet — zwei Tage später konnten sie endlich in Tequar anlangen.

Tapp, tapp, tapp, hallten die Schritte der Legionäre durch die Stille von Marrakeschs Straßen. Einmal begegnete ihnen eine Patrouille. Ein scharfes Mustern, Erkennen, gegenseitiges Grüßen.

„Bonne Chance, Afrikaner!“, rief der Patrouillenführer, ein Hannoveraner, der schon den zweiten Kontrakt abdiene.

„Mach's gut, Seidelberger“, gab Hübner grinsend zurück, das Lebelgewehr übermütig in der nervigen Faust hochschwingend.

Weiter ging es im flotten, schneidigen Schritt.

Tapp tapp tapp — — — „Wir haben noch eine gute halbe Stunde Zeit, Afrikaner“, sagte Hallbacher nach einer Weile und blieb wie angewurzelt stehen.

„Verdammt ja!“, miffte sich der Fatalist Werner im Nu ein und tat es Hallbacher nach. „Hier drüben ist gerade der Kolonialfarg, wie ich sehe. Baden wir zum Abschied noch reich ein Glas Roten. Hopp, los!“

Hübner nickte mit eigenartigem Lächeln. Er hatte ja soeben denselben Gedanken gehabt; zudem war ein Abschied von hier undenkbar ohne im „Kolonialfarg“ dem Renzler Max abtun gelagt zu haben.

Ein leiser Befehl glitt über die Legionäre hin, die erfreut grinsten und im Gänsemarsch hinter ihren drei Unteroffizieren in den eben zum Schließen bereiten, menschenleeren Kolonialfarg hineindefiliierten, wo der Wirt vor Freude zu tanzen begann.

„Fünfzehn Glas Roten, Max, und für Hallbacher und den Fatalist je eine Flasche; wir haben Durst und elend wenig Zeit“, kommandierte Hübner lachend.

Aus dem einen Glas wurden jedoch in der rasch dahineilenden Bierstunde ein halbes Duzend. Dann bellte Hübner zum Aufbrechen, und die Legionäre drängten sich in rosigster Stimmung aus dem Lokal, draußen schwärmten und auf ihre Führer wartend, die noch einen Augenblick in der Kneipe blieben.

Hallbacher leerte geübt sein Glas und reichte dem Wirt die Hand: „Mach's gut, Max“, sagte er ganz laut und heiser zu dem Wirt, der es plötzlich mit dem Schlucken zu tun bekam und mit bebender Hand Hübners 100-Frs. Note zurückgab. Er nahm kein Geld an für den Wein.

„Biel Glück in Tequar, Hallbacher. — Verdammt viel Glück, Alter!“

„Mach's gut, Max“, würgte nun auch der Fatalist Werner hervor und quetschte dem Wirt die Hand. „Wenn ich bei dir etwa noch in der Kreide stecke, Max? Sage es schnell, damit ich —“ Werner brachte unsicher einige kleine Scheine hervor.

„Hol der Teufel deine paar Kröten, Fatalist“, knurrte der Wirt und machte ein grimmiges Gesicht, um seine Rührung zu verbergen. „Wir waren früher miteinander auf Expedition bei Umri Djebel. So etwas kommt einem immer in den Sinn, wenn es an das verwünschte Abschiednehmen geht“, fuhr er mit laherer Entschuldigung fort und schob seinen alten treuen Freunden und Kunden noch einige Pakete Zigaretten und Tabak zu.

„Also nochmals viel Glück, Copais!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Roman „Ruf aus der Sahara“ ist im Eden-Verlag, Berlin, als Buch erschienen und zum Preise von 3 RM erhältlich.



Unterm Weihnachtsbaum

von Jörg Bepler-Gera

Die Tanne in ihrem Troß ist uns das Sinnbild deutscher Kraft; die Linde im vollen Duft ihrer Blüten ist eng verknüpft mit der Poesie des Dorfes und der Liebe; aber kein Baum birgt solchen Stimmungszauber, solche symbolische Kraft wie die Tanne, der Baum des heiligen Weihnachtsfestes. Wir wissen es nicht, wer der erste Mensch war, der sich zum Weihnachtsfest die erste grüne Tanne ins Zimmer holte. Es ist uns nur aus Straburg ein urkundliches Zeugnis bekannt, das im 17. Jahrhundert einen Tannenbaum erwähnt; auch wer der Tanne ihren Lichterschmuck verlieh, können wir nicht sagen. Der schöne Brauch eroberte ganz allmählich erst die deutschen Lande. Noch im Jahre 1897 schrieb der Kulturhistoriker Reinsberg-Düringsfeld in seinem Werk „Das festliche Jahr“: „Wohl jeder kennt, wenn nicht aus eigener Erfahrung, so doch aus den zahlreichen Beschreibungen, den schönen und poetischen Brauch, einen Christ- oder Weihnachtsbaum anzuputzen, an dessen Zweigen im Glanz unzähliger Kerzen zwischen kleinen Fächchen, Nüssen und mannigfachen anderen Verzierungsmitteln aus buntem Papier vergoldete Äpfel und Rüsse, Gewinde von Mandeln und Rosinen oder Pfeffernüssen, Figuren aus Zucker, Schokoladen und Pfefferkuchenteig, Bonbons und oft selbst kleine kostbare Geschenke hängen; während unter ihm die größeren Gaben liegen, welche das Christkind oder der Engel, dessen Abbild meist die Krone des Baumes ziert, den Kindern und Erwachsenen gebracht hat.“

Wir können heute wohl sagen, daß jeder aus eigener Erfahrung den Weihnachtsbaum kennt im deutschen Land. Wenn auch sein Schmuck bis auf die zahllosen Lichtlein sich gewandelt hat. Uns ist der Weihnachtsbaum zum Sinnbild des Festes selbst geworden. Daß die immergrüne Tanne schon unseren Vorfahren das Gemüt bewegte, ist bekannt. Man sah in ihr das Symbol für das unaufhörliche Walten der Gottheit in der scheinbar toten Natur. Die mitten im kalten Winter grüne Tanne gab ihnen die Hoffnung auf das junge Grün des kommenden Frühlings. Wir haben diesem Gleichnis der Frühlingshoffnung eine tiefere leibliche Bedeutung gegeben, indem wir die Tanne im Schmuck der Lichter zum Weihnachtsbaum machten, zum Baum der Hoffnung auf Erfüllung aller Seligkeiten, die uns die erhabene Weihnachtsbotschaft gibt: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Erleben wir nicht unterm Weihnachtsbaum in einer heiligen Stunde wenigstens einmal das Wunder des Friedens? Wenn in seinem Lichterscheln die lieben alten Weihnachtslieder den Raum erfüllen, dann vergessen wir alle Last, die uns der Alltag aufbürdet, und selbst die Hütte der Armen verliert im Glanze der Kerzen ihre Dürftigkeit. Diese Stunden unterm Weihnachtsbaum sollten wir nicht so schnell vergessen, wir sollten etwas von ihrem Glanze mit in den Alltag hinübernehmen. Das Sinnbild der Hoffnung sollten wir in uns wirksam werden lassen, um selbst Werkzeuge der Erfüllung zu werden.

Draußen irgendwo in tiefer Waldeinsamkeit steht eine Tanne. Dicht und schwer lastet der Schnee auf ihren Zweigen, aber die Tanne grünt. Trotz aller Last reckt sie sich stolz empor, und ihre Spitze weist auf den Himmel, und wenn eine sternenhelle Winternacht die Waldeinsamkeit überpannt, dann gleichen die funkelnden Sterne den Lichtlein des Weihnachtsbaumes in unserer Zimmer, und mitten im tiefen Schweigen der Natur ist es uns, als hörten

wir die himmlischen Heerscharen singen und jubeln: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“ So groß ist die Kraft dieses Weihnachtsymbols, auch wenn es uns ohne den Schmuck der Lichter in der Natur mitten im kalten Winter begegnet.

Es ist aber auch gut, wenn wir uns unterm Weihnachtsbaum einmal bewußt werden, daß dieser schöne Brauch als Volksstille eigentlich auf eine verhältnismäßig kurze geschichtliche Vergangenheit zurückblickt. Die Welt ist also doch noch nicht völlig dem Materialismus verfallen. Die deutschen Gauen, die sich ihrer heimatischen Kulturwerte bewußt sind, haben eben um die Erhaltung dieser Güter in den letzten Jahren einen erfolgreichen Kampf geführt, denn die gleichmachende Tendenz der menschlichen Zivilisation bedrohte heimlich begrenzte Sitten, die Volkstrachten und selbst die Dialekte als Ausdrucksmittel eigenschöpferischer Kultur. Da hieß es, edle Ueberlieferungen der Vergangenheit zu schützen.

Nun erkennen wir zugleich, daß im Weihnachtsbaum ein allgemein deutscher Brauch einen Sieg errungen hat, der nicht einmal an den Grenzen halt macht. Überall, wo Deutsche auf dem weiten Erdenrund wohnen, begegnen wir dem deutschen Weihnachtsbaum, das aber auch wegen seiner ergreifenden Macht auch bei anderen Nationen schon Nachahmung gefunden hat.

So betrachtet, erleben wir unterm Weihnachtsbaum die Offenbarung einer gemeinsamen Hoffnung aller christlichen Völker. Mitten in der Zwietracht unserer Tage ragt stolz die Tanne gen Himmel, die Wurzel fest in der Erde verankert, aber mit ihrer hochragenden Spitze das Ziel ihres Wachstums, den Himmel, bezeichnend. Sollen wir angesichts solcher Offenbarungen verzagen? Nein, das Hoffnungsgrün des Weihnachtsbaumes wird uns zu einer zukunftweisenden Wahrheit, und in seinem Lichterglanz erblicken wir das Licht der Welt. Der Weihnachtsbaum versinnlicht uns eine der größten Menschheitsideen, versinnlicht uns den Kampf aller Guten, aus der Finsternis des Bösen zum ewigen Licht zu gelangen, bezeugt uns, daß der Wille zum Frieden lebt. Wie weit und schwer erreichbar das Ziel auch sein mag, die Worte, die einst der Engel zu den Hirten auf dem Felde sprach, sind unvergängliche Wahrheit: „Fürchtet euch nicht; siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird!“

Heiligabend

Die kleinen hilflosen Fächchen des Kindes schauen hervor aus blauem Tuch. Güter, mütterlich warmer Geruch steigt aus dem dampfenden Atem des Kindes.

Halb im Dunkel, auf larger Streu stilles Kind und ermattete Mutter. Nahe im Troge knistert das Futter, leise raschelt und duftet das Heu.

Doch welch Schein wie von fernem Gewittern, welch fast unerträgliche Glanz läßt sie bis in das Mark erzittern — Hirten und Herrscher des Morgenlands?

Noemi Eskul

Dochnoch gemeinsames Fest

von Hedl Zastrow

Trotz der schweren Zeit hatten sie im Sommer geheiratet und sahen nun ihrem ersten Weihnachtsfest im kleinen, aber eigenen Heim entgegen. Sie freuten sich darauf wie die Kinder, der Chauffeur Bert Olsen und seine junge Frau, die er „Hasi“ nannte. Schon Wochen vorher gingen beide mit hellen Augen umher, ihre kleinen Geheimnisse mit sich tragend, jeder bemüht, dem anderen so wenig wie möglich zu verraten. Wenn ihre gegenseitigen Gaben trotz größter Zerrung des Wirtschaftsgeldes auch nur höchst bescheiden sein würden, so waren doch beide imstande, einander so viel Liebe, Verstehen und Kameradschaftlichkeit zu geben, daß dieses alles andere aufwiegen würde.

Und während Frau „Hasi“ mit sinken Händen und glücklichem Herzen in der letzten Weihnachtswoche ihr Heim schmückte, fuhr ihr Mann mit seinem Herrn, dem Direktor Hamann, einem Junggesellen, von einer Konferenz zur anderen. Olsen freute sich! Einige Tage angestrengten Dienstes standen ihm noch bevor, aber der heilige Abend würde ihm ganz gehören. Ihm und seiner kleinen Frau! Herr Hamann hatte es ihm versprochen, und wenn dieser auch ziemlich unberechenbar war, so würde an dem Tage schon nichts dazwischenkommen.

Drei Tage vor Heiligabend. Olsen wurde zum Chef gerufen. „Lieber Olsen, wir fahren übermorgen nach München. Ich treffe mich dort mit Freunden, und wir bummeln dann ein bißchen durch die Schweiz. Nach Weihnachten sind wir wieder zurück. Sorgen Sie für alles!“

Olsen stand erstarrt, wagte nichts zu entgegnen. Widerspruch konnte ihn die Stelle kosten, und er war froh, diesen ziemlich gut bezahlten Posten zu haben. Nur an sein Hasi dachte er und daran, daß die erste Weihnachtsfeier im eigenen Heim nun fortfallen würde!

Am Abend brachte Bert seiner jungen Frau schonend die Hiobsbotschaft bei. Sie sagte nicht viel, aber ihre großen Blauaugen blickten ihn so entsetzt an, daß ihm ein Würgen in die Kehle kam. — In der Nacht fand Hasi keinen Schlaf. Sie grubelte unausgesetzt, entwarf Pläne und verworf sie wieder. Dann kam ihr eine Idee, und sie beschloß, diese auszuführen. Mit dem Mut der Verzweiflung wollte sie um das erste Weihnachten ihrer Ehe kämpfen!

Am nächsten Tage wurde dem Direktor Hamann eine junge Dame gemeldet. Hamann blickte die Eingetretene kurz an und bat sie dann, ihm ihr Anliegen so schnell wie möglich vorzutragen.

„Ich bin Frau Olsen, die Frau Ihres Chauffeurs“, sagte Hasi mit leiser Stimme. „Wir haben uns schon so sehr auf dieses Ch. Fest gefreut, und nun kommt diese Reise dazwischen und zerstört so viel!“ Mit kurzen Worten schilderte sie alles, was ihr wichtig schien, fand Worte, die sie sich niemals zugetraut hätte. Worte, die aus übervollem Herzen kamen und die tiefe Verbundenheit zweier Menschen zeigten.

Dem stets beschäftigten Manne erging es seltsam, als er den Worten der kleinen Frau lauschte. Visionär sah er, was sie soeben geschildert: Eine Frau, die mit wenigen Mitteln und unendlich viel Liebe ihrem Manne das Fest verleiht. Sah ein Paar, dem keine Zweifelhaftigkeit, ein kleines Bauernhaus und ein paar liebe Gaben voll auf zur Seligkeit genügen! Und die andere Version: Die einsame, weinende Frau mit der zerstörten Freude im Herzen, den trauernden Baum, die unberührten Geschenke. — Er war nicht sentimental, dieser Direktor Hamann, aber diese Frau mit dem halb ängstlichen, halb vertrauensvollen Blick in den schönen Augen hatte mit ihren Worten eine Stelle seines Innern berührt, die er bisher völlig ausgeschaltet hatte, nämlich sein Herz. Also



braucht man sich nicht weiter zu wundern, daß er der glückseligen Frau Hasi nach kurzem Nachdenken erklärte, er werde dann einfach seinen Wagen selbst steuern, und sie dürfe mit ihrem geliebten Bert Weihnachten bis nach Neujahr feiern! —

„Ein Groschen der Hampelmann — zwei Groschen die laufende Maus!“

Wo sind sie hin, die Weihnachtsmärkte unserer Kinderzeit, auf denen man noch für wenige Markstücke Berge von mehr oder weniger brauchbaren Dingen zusammenkaufen konnte? Wo Vater und Mutter um die letzten Tage vor Heiligabend zum Einkauf loszogen und hochbefriedigt wieder heimkehrten? —

So war es schon um die Zeit der Königin Luise, die alljährlich am 23. Dezember mit ihrem Gatten und ihren Kindern auf den Weihnachtsmarkt ging, um hier einen großen Teil ihres festlichen Pfefferkuchenbedarfs zu decken. Auch heute noch finden in allen Gegenden Deutschlands traditionsgemäß derartige Weihnachtsmärkte statt, die an Originalität nichts zu wünschen übriglassen. Schon von weitem macht sich der Weihnachtsmarkt durch allerlei liebliche Geräusche bemerkbar. „Ein Groschen der Hampelmann — zwei Groschen die laufende Maus!“ Der weißbärtige Händler, Knecht Rupprecht nicht unähnlich, stellte einst die vielen Hampelmänner, die er unter guten Reden an den Mann brachte, an den vielen Abenden eines Jahres selbst her. Die aus Blech gestanzten Mäuse indes, die über eine Pappwelle laufen, werden längst fabrikmäßig geliefert. Zum Besuch des Weihnachtsmarktes in seiner alten Gestalt gehörte es auch, an der Pfefferkuchentube eine ansehnliche Portion der frischgebackenen heißen duftenden Schmalzkuchen zu genießen, ehe man sich für das Fest mit Pfefferkuchen aller Art eindeckte. Jeder bekam ein Pfefferkuchenherz mit seinem Namen und einem möglichst sinnigen Spruch darauf. Junge Mädchen erfreute man mit einem Honigkuchenmann, der nicht gerade von sehr anmutiger Statur, wohl aber sehr wohlischmeckend war.



DIE WOLKE DER TAUSEND FLÜGEL



Alljährlich durchjaagt die Nachricht die Zeitungen, daß Heuschreckenschwärme nach Europa herübergekommen sind, und es werden regelmäßig Kämpfe und Heeresberichte ausgegeben. Meistens bleibt es bloß bei einer Kostprobe, und der angerichtete Schaden ist unbeträchtlich.

Auf meinem Schreibtisch dagegen, wohlverpackt in Spiritus, steht ein ganz gewaltiges Exemplar dieser gefährlichen Biestsche. Gut an die 16 Zentimeter lang, rot, schwarz und weiß gebändert und mit mächtigen Fühwerkzeugen ausgestattet, ist dieses Prachtstück kein Vertreter europäischer Invasionsheere, sondern ich griff ihn einst als Kuriosum aus einer Heuschreckewolke, die in wenigen Stunden die Einwohner eines wohlhabenden Araberdorfes am oberen Euphrat zu Bettlern machte. Zu welcher besonderen Art mein erotischer Reisegefährte gehört, weiß ich nicht; die Eingeborenen Mesopotamiens nennen ihn „Shah-licheh“, was soviel wie Königsheuschrecke bedeuten mag, und ich möchte ihn auch hier so nennen. Die jüngsten Heuschreckeninvasionen in Europa und Brasilien erinnern mich an einen traurigen Maientag in Mesopotamien. Wir waren anlässlich der Verkehrsübergabe einer Teilstrecke der Bagdadbahn für einige Wochen am Mittellauf des Euphrat stationiert. Am linksseitigen Ufer grünte gutbebautes Ackerland, das etlichen Araberdörfern reichen Ertrag abzuwerfen schien. In aller Eile improvisierten unsere Leute mitten in den Pflanzungen ein Büro- und Wohnzelt, und alle waren froh, so unverhofft eine Art gemüthlicher Sommerfrische gefunden zu haben. Wie uns die Einwohner mit Stolz erzählten, hatte die Regenperiode reichlich Feuchtigkeit gebracht, und die Felder standen mehrere Kilometer weit zur Ernte reif. In wenigen Tagen sollten Durrh-Weizen, Klee und anderes eingebracht werden. Wir alle lebten schon längere Zeit im Orient und wußten uns an jenem Tage das gänzliche Fehlen der Aasgeier nicht recht zu deuten. Zweifellos machte es auch den Arabern Kopfzerbrechen, und ihre Vermutungen klangen nicht ganz unbelogen. Eine Ortschaft ohne diese gefiederte Gesundheitspolizei, das war gar nicht auszubedenken! Ihre Abwesenheit schien nur durch ein neuentdecktes Dorado für den nimmermüden Magen erklärlich, — und leider sollte sich das allzu früh bestätigen.

Es mochte gegen drei Uhr nachmittags sein, da war am fernem, sonnenflimmernden Horizont, dort, wo sich weit draußen einige Palmstämme vom Himmel als feine Scherenschnitte abhoben, ein dünner, dunkler Streif zu sehen. Mit den örtlichen und klimatischen Verhältnissen minder Vertraute hätten ohne Zweifel die Meinung vertreten, daß ein Gewitter vom Südosten im Anzug sei. Da — was sollte das? Weit in der Ferne, auf einigen Tellen, diesen Scherenschnitten, die von der einstigen Städteherrlichkeit Babyloniens zeugten, stiegen mehrere mächtige Rauchsäulen zum Himmel empor. Sie galt als verabredete Warnungssignale der Heuschreckengefahr.

Mit einem Schlage gleich unter noch vor kurzem so friedliches Dorf einem aufgelauchten Bienenstock. Händeringend stürzten die Weiber aus den Häusern, vergaßen in der Eile sogar, den niemals fehlenden Schleier vors Gesicht zu ziehen, und rannten mit unwahrscheinlich großen Lasten getrockneter Kameldünger seldeinwärts. Rasch, was die Beine hergeben

wollten, und daß die kupfernen Arm- und Fußreifen nun so klirrten. Mehrere Reiter sagten zu Pferde mit verhängten Zügeln zum Ort hinaus, um Hilfe aus den Nachbardörfern zu holen und gleichzeitig zu warnen.

Eine halbe Stunde mochte darüber vergangen sein, da hatte der dünne Streifen am Horizont bereits das drohende Aussehen einer Gewitterwolke angenommen, und gleich darauf schwirrten die ersten geflügelten Tropfen dieses schrecklichen aller Gewitters in ungeduldiger Freiluft auf die Straße. Ein kleiner Junge stürzte sich in ohnmächtiger Wut auf die im Staub herumkrabbelnden Tiere und drückte sie zwischen den Fingern zu Brei. Er kannte den Feind und ahnte, daß in dem nahen Kampf nicht seine Angehörigen Sieger bleiben würden. Totenstille herrschte im Dorfe, alle wußten, jeder Quadratfuß mußte mit Ausbleitung der gesamten Kraft verteidigt werden, oder der Hunger stand für ein langes Jahr in Aussicht. Kurz danach sah man in den Feldern brennende Palmwedel schwingen und vernahm ohrenbetäubendes Geheul. Die Schlacht war im Gange. An der Grenze des Ackerlandes hatte sich die Wolke ganz plötzlich niedergelassen, und nun flog, froh, hüpfte in zehn Zentimeter dicker Schicht der grünlichbraune Ozean von Tierleibern gegen die rauchqualmenden Kulturen.

Das dumpfe Summen in der Luft hatte aufgehört und einem knackernden, knisternden Geräusch in tausendfacher Wiederholung Platz gemacht. Barsuch sprangen die Araber mit wahrer Bersekerwut in die lebenden Massen, unter sich alles zerstampfend, was ihren Beinen erreichbar schien; sie waten, taumelten und schlugen in ein Meer von Leichen. Selbst die Dorf Hunde waren am Kampfe beteiligt und schnappten wie toll um sich. Eine Kompanie Störche, durch etliche Nachreiter verstreut, kam gleichfalls gravitätisch anmarchiert, um helfend das Angenehme des leicht erreichbaren Fraßes mit der Nützlichkeit des Vernichtens zu verbinden. Rauch und Geschrei nährten wenig. Unaufhaltsam wie das Schicksal zeichnete die Armee des Schreckens ihren Weg. Das Kleefeld da vorn gehörte schon der Vergangenheit an, und die benachbarte Baumwollpflanzung bestand nicht mehr. Feld auf Feld, Acker auf Acker fiel dem millionenfachen Tierhunger vor unseren Augen zum Opfer.

Nach vier Stunden war alles vorbei, der Kampf, die grüne Oase und die Hoffnung auf Brot. Eine alte Frau war dem Irrsinn nahe. In der Meinung, nur die Größe des Feuers könne etwas retten, steckte sie das Flechtwerk



ihre Hütte in Brand, und im Ru standen mehrere benachbarte Gebäude der Anrainer in Qualm und Flammen.

Auch wir waren übel weggekommen. Die Böcher in den dünnen Zeltwänden verhielten nichts Gutes, und es bereitete einige Mühe, so vielen hundert springtuchartigen Eindringlingen den Garaus zu machen. Einige unserer Kleidungsstücke waren fast bis auf die Röhre zerfressen, die herumliegenden Briefe und Zeitungen mußten den Heuschrecken ganz besonders geschmeckt haben, und gestapfte Strümpfe schienen der Geschmacksrichtung der Heuschreckeneinschmecker erst recht entgegenzukommen. Im Vergleich zu dem furchtbaren allgemeinen Elend waren wir jedoch gut davon gekommen.

Flugmeeting

Das Modewarenhaus Rollineux & Lefebres hat den weltberühmten Sportflieger Kapitän Lennard in seinen Salon. „Sie wünschen, mich zu sprechen?“ sagte der Flieger. „Wir haben eine Bitte an Sie. Wir beginnen morgen unseren sensationellen Verkauf der neuen Herbstmodelle. Sie haben heute Ihr Flugmeeting. Ganz Paris wird anwesend sein. Was kostet es, wenn Sie diese hunderttausend roten Karten während der Veranstaltung über den Zuschauertribünen abwerfen?“ — „Was steht auf den Karten?“ — „Eine Einladung zu unseren Modeshows.“ Der Flieger Kapitän Lennard sah lächelnd vor sich hin. „Wie finden Sie die Idee?“ drängte Rollineux. „Ausgezeichnet.“ — „Und Ihr Preis?“ — „Zehntausend.“ — „Einkaufskosten!“



Das Flugmeeting begann. Aus dem Hangar rollten die Maschinen. Schwere, breite weiße Flügel hoben sich in die Lüfte, schmale rote Maschinen schossen zwischen ihnen hin, überschlugen sich in der Luft, schraubten sich in engen Kreisen hoch, bis sie den Augen der Menge entwandten, um steil kopfüber mit gedroseltem Motor herabzustürzen. Wenige Meter über der Zuschauertribüne sich seitwärts aufhängend, um von neuem emporzusteigen. Jetzt bemerkte man auch die silbergrauen Schwingen der Maschine des Kapitän Lennard. Die schweren Rotoren gaben ihm mit dumpfem Anstern den Himmel frei, flogen in großen, gleichmäßigen Kreisen rund um das Flugfeld, somit einen Rahmen um die kleine, schnelle Maschine bildend. Kapitän Lennard führte mit einer Kaltblütigkeit und Selbstverständlichkeit all die unwahrscheinlichen Kunststücke in der Luft aus, die ihm einen Namen in zwei Weltteilen gebracht hatten. Dann glitt er in leisen Kurven nieder und über die Zuschauertribüne hinweg. Ganz Paris jubelte ihm zu. Er sah deutlich die Gesichter, die Hüte, Tücher, die zu ihm emporwinkten. Da griff er nach den roten Karten. Schon beugte er sich seitwärts, um die ersten fünfhundert Einladungen des Hauses Rollineux & Lefebres auf die Logen hinunterlatern zu lassen. Plötzlich stieg er. Rief seine Maschine zehn Meter tiefer gleiten. Startete auf einen Punkt. Inmitten der Zuschauertribünen. „Das ist doch —“ Plötzlich rief er das Höhensteuer herum, stieg steil in die Luft und verstaute die roten Karten des Hauses Rollineux & Lefebres sorgfältig unter seinem Sitz, darauf bedacht, daß auch nicht eine der Karten verhehentlich hinausflatterte.

Rollineux strich nervös die Asche seiner Zigarre ab. „Ich verstehe Sie nicht.“ — „Ich konnte einfach nicht, meine Herren.“ — „Warum haben Sie nicht die Karten abgeworfen? Sie waren doch heute früh noch dazu bereit.“ Kapitän Lennard lächelte entschuldigend: „Ich war es auch noch während des Fluges. Ich hielt sogar schon die Karten in der Hand, um sie hinunterfallen zu lassen. Aber —“ — „Aber?“ — „Ich sah plötzlich meine Frau auf der Tribüne.“ — „Und?“ Der weltberühmte Flieger Kapitän Lennard senkte demütig sein Haupt. „Sie versprochen mir dafür zehntausend Frank.“ — „Sagte er.“ — „Wenn aber meine Frau zufälligerweise eine Ihrer roten Einladungen aufgefangen hätte, wäre sie bestimmt zu Ihrer Modenschau gekommen, und das hätte mich weit mehr als das Doppelte gekostet!“ —

So Hanns Roster.



Vogel, die auch im Winter bei uns bleiben

Die farbenfrohe Herbstpracht ist vorbei. Welt ist das bunte Laub zu Boden gefallen, dürr und kahl ragen die entblätterten Äste zum Himmel. Der frohe Gesang der Vögel ist verstummt, und die Dichter klagen, daß die Natur gestorben sei.

Die meisten unserer gefiederten Sänger sind gen Süden gezogen, der Sonne nach, — in Italien, Spanien, ja im fernen Afrika haben sie ihre Nester gebaut.

Der oberflächliche Beobachter mag nun wirklich glauben, daß fast alle Vögel uns verlassen haben, etwa bis auf die Gassenbuben der gefiederten Welt, die Sperlinge, die ja selbst in Großstädten Straßen und Plätze bevölkern. Wer aber mit offenen Sinnen durch Feld und Flur, durch Forst und Busch wandert, der wird mit Freude feststellen, welch reges Leben auch selbst während des tiefsten Winters dort draußen in der Natur herrscht, daß eine große Zahl unserer gefiederten Freunde, der ewig beweglichen Vögel, auch in der kalten Jahreszeit uns treu geblieben ist.

Munter klingt das laute Klappen des Speckes durch den Wald, der emsig an den Bäumen herumklettert, um unter der Rinde seine Nahrung zu suchen, — eine für uns Menschen außerordentlich nützliche Tätigkeit. Denn zu Tausenden und aber Tausenden vertilgen diese Handwerker unter den Vögeln, diese „jüngsten Zimmerleute“, die unserem Baumbestand so schädlichen Insekten. Besonders im Januar kann man beobachten, daß sich in seltsamer Interessengemeinschaft um die Spechte ganze Scharen von Meisen scharen. Nachlese halten sie. Flink und lebendig klettern sie in den Nestern herum, fliegen von Baum zu Baum. Eine einzige Meise vertilgt täglich im Durchschnitt etwa tausend Kerbtiere! Unter den Meisen fallen besonders das niedliche Wintergoldhähnchen oder Goldköpfchen, die Kohlmeise mit glänzend blauschwarz gefärbtem Kopf und Hals, der Kleiber und die Haubenmeise auf.

Selbst im tiefsten Winter lassen sie ihren Gesang ertönen, — nein, der Wald ist nicht tot!

Schnee fliebt von den unter der weißen Last sich beugenden Tannen und Fichten — ein Kreuzschnabel hat ihn, von Ast zu Ast hüpfend, heruntergeschüttelt. Und eben zwischen den Wipfeln der Bäume, am Waldrande, ja selbst in der Nähe von Städten und Dörfern streicht der gefährliche Räuber und Strauchdieb, der Sperber, entlang.

Aber auch in den Dörfern, ja selbst in den Parks und Gärten der Städte kann der aufmerksame Beobachter jetzt reges Tierleben erspähen. Gefiederte Gäste, die im warmen Sommer im grünen Walde ihr Nest bauten, haben jetzt alle Scheu vor den Menschen verloren. Sie mischen sich, erst zaghaft, dann immer dreister, unter die Scharen der Sperlinge, die längst keine Furcht vor den Menschen mehr kennen. Ritten zwischen den freien Spagen erblicken wir jetzt Haubenlerche, Gränling, Buchfink, Dompfaff und andere Gimpel. Zeilige erscheinen manchmal zu Tausenden in den Dörfern. Der bunte Stieglitz meldet sich, und vereinzelt sucht auch die ewig wippende Bachstelze die Nähe menschlicher Behausungen.

Eigenartig ist es, wie die Veränderung der Lebensgewohnheiten des Menschen, das riesenhafte Anwachsen der Städte, der Zug vom Dorf zur Großstadt gewissermaßen anstehend auf manche Vogelarten gewirkt zu haben scheint; auch sie haben ihre Lebensweise in den letzten Jahrzehnten völlig geändert. So ist die früher so scheue Amsel heute ein ständiger Gast in den Gärten und öffentlichen Parks selbst der Großstädte, ja sie nistet dort sogar, und man kann ohne Übertreibung behaupten, daß sich eine besondere Gattung herauszubilden beginnt: die Stadtamsel. Wenig schmeichelhaft für uns Menschen ist aber die Beobachtung, daß die menschliche Nähe auch den Charakter der Amsel zu verderben scheint. Sie ist im Gegensatz zu ihren im Walde lebenden Artgenossen ein übler Restrauber geworden, und ihr Gesang hat erheblich an Wohlklang und Modulationsfähigkeit eingebüßt.

Reizend ist es zu beobachten, wie unsere gefiederten Winterkameraden in der kalten Jahreszeit, in der die Natur ihnen den Tisch nur sehr karg deckt, die Scheu vor dem Menschen verlieren. Finden sie auf einem Balkon oder einem Fensterbrett einmal hingestreutes Futter, so fordern sie es sich gewöhnlich regelmäßig ein.

Zu den bei uns heimischen Vögeln gesellen sich aber im Winter auch fremde Gäste aus nördlicheren Gegenden. Auf den Flüssen und Seen treiben die uns allen bekannten Flugkünstler, die Wöwen, und der buntschillernde Eisvogel sucht ebenfalls unsere Breiten auf.

Außer den hier genannten gefiederten Wintergästen gibt es natürlich noch eine Menge anderer, die alle aufzuführen, in diesem Rahmen unmöglich ist. In manchen Gegenden sind die einen, in manchen die anderen Arten stärker vertreten, im Gebirge werden sich andere Wintergäste zeigen als in der Ebene. Wir Menschen aber wollen uns dankbar erzeigen, daß so viele unserer gefiederten Sänger uns auch im rauhen nördlichen Winter treu bleiben, und, wo wir immer können, ihnen mit Brotkrumen und Speiseresten einen Tisch decken, denn auch einem Vogel tut Hunger weh. Sie bereiten uns durch ihre Zutraulichkeit so manche herzliche Freude und künden uns mitten in Eis und Schnee von dem ewig unzerstörbaren Leben der Natur.

Mag Beschmann.

Der Winterportler!

